

Wilhelm Bringmann

**Friedrich der Große**

Ein Porträt



Herbert Utz Verlag · München

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek:  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.  
Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die  
der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von  
Abbildungen, der Wiedergabe auf photomechani-  
schem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in  
Datenverarbeitungsanlagen bleiben – auch bei nur  
auszugsweiser Verwendung – vorbehalten.

Copyright © Herbert Utz Verlag GmbH · 2006

ISBN-10 3-8316-0630-7  
ISBN-13 978-3-8316-0630-6

Printed in Germany

Herbert Utz Verlag GmbH, München  
089-277791-00 · [www.utz.de](http://www.utz.de)

Vorwort .....	7
1 Friedrich, das Opfer .....	17
2 Friedrich, der Privatmann.....	31
2.1 Persönlichkeit.....	31
2.2 Lebensumstände.....	34
2.3 Bildung.....	38
2.4 Ausgaben.....	41
2.5 Krankheiten .....	53
2.6 Friedrichs emotionale Beziehungen.....	55
2.6.1 Frauen .....	55
2.6.2 Friedrichs erotisches Privatleben .....	67
2.6.2.1 Fredersdorf.....	68
2.6.2.2 Andere.....	74
2.6.3 Freunde .....	75
2.6.3.1 Voltaire.....	79
2.6.3.2 Friedrichs Brüder .....	90
2.6.4 Hunde.....	99
2.6.5 Haß und Rachsucht .....	99
3 Friedrich, der Machtpolitiker und Aggressor.....	105
3.1 Der absolute Monarch im Hohenzollernstaat .....	105
3.2 Friedrich II. und die Armee Friedrich Wilhelms I.....	112
3.3 Pro und contra Machiavelli .....	117
3.4 Der Imperativ des Ruhms .....	125
3.5 Bruch mit der Tradition.....	127
3.6 Der erste und der zweite Schlesische Krieg.....	136
3.6.1 Preußische Ansprüche auf Schlesien .....	136
3.6.2 Rechtfertigungen.....	144
3.6.2.1 Geographie .....	144
3.6.2.2 Militärische Erwägungen .....	146
3.6.2.3 Machtpolitische Erwägungen.....	150
3.6.3 Gründe und Motive.....	153
3.6.4 Profitable Seitenwechsel.....	161
3.7 Der Siebenjährige Krieg.....	168
3.7.1 Kriegsschuldfrage .....	168
3.7.2 Friedrichs Friedfertigkeit bis 1756 .....	170
3.7.3 „Krieg in Sicht“ .....	173
3.7.3.1 Wahrscheinlichkeit eines Überfalls auf Preußen ...	177
3.7.3.2 Ein Überfall auf Preußen in der Praxis .....	188
3.7.3.3 Erfolgsaussichten .....	192
3.7.3.4 Gefahren für den Territorialbestand Preußens.....	195
3.7.4 Friedrichs Entscheidung zum Angriff .....	200
3.7.4.1 Objektive Grundlagen	
der Entscheidung zum Angriff.....	203
3.7.4.2 Friedrichs Einschätzung.....	207

	3.7.4.3 Die Sicht der Zeitgenossen .....	218
3.7.5	Preußische Kriegsziele.....	226
	3.7.5.1 „Präventivkrieg“.....	226
	3.7.5.2 Friedrichs Einschätzung der militärischen Möglichkeiten in seiner Zeit.....	230
	3.7.5.3 Annexionsabsichten .....	234
3.8	Der Bayerische Erbfolgekrieg.....	243
	3.8.1 Friedrichs ungebrochener Wille zur Expansion .....	243
	3.8.2 Chancen für einen Kompromiß .....	246
	3.8.3 Der bayerische Erbfall als Motor preußischer Expansionsbestrebungen .....	249
	3.8.4 Das Ergebnis des Bayerischen Erbfolgekriegs.....	253
3.9	Grenzen preußischer Expansion .....	257
3.10	Friedrich II. und die Opfer seiner Kriege.....	262
	3.10.1 Gefahren für das eigene Leben .....	262
	3.10.2 Soldaten und Zivilisten .....	264
4	Friedrich, der Feldherr .....	271
	4.1 Roi-connétable .....	271
	4.1.1 Im ersten Schlesischen Krieg.....	274
	4.1.1.1 Mollwitz und die diplomatischen Folgen .....	277
	4.1.1.2 Keine militärische Entscheidung im Ringen um Schlesien .....	283
	4.1.2 Im zweiten Schlesischen Krieg.....	286
	4.1.3 Im Siebenjährigen Krieg.....	295
	4.1.3.1 Kriegsverlauf.....	300
	4.1.3.2 Auf dem Tiefpunkt.....	335
	4.1.3.3 Englands Abfall vom Bündnis.....	341
	4.1.3.4 Der Tod der Zarin Elisabeth .....	349
	4.1.4 Friedrich und Prinz Heinrich als Heerführer und Strategen im Siebenjährigen Krieg .....	355
	4.1.4.1 Friedrich II. ....	355
	4.1.4.2 Prinz Heinrich .....	361
	4.1.5 Friedrich II. und Prinz Heinrich als Militärs nach dem Siebenjährigen Krieg.....	368
	4.1.6 Vorteile eines <i>roi-connétable</i> im Feld .....	371
	4.1.6.1 „Angestellte“ Feldherren .....	371
	4.1.6.2 Ein Souverän als Feldherr.....	375
	4.1.6.3 Friedrichs Fähigkeiten als Feldherr .....	381
4.2	Preußens Rettung – Geld .....	384
	4.2.1 Preußens finanzielle Situation 1756 .....	389
	4.2.1.1 Preußische Kriegsfinanzierung .....	392
	4.2.1.2 Kriegsfinanzierung der Gegner.....	400

4.2.2	Die ökonomischen Folgen der friderizianischen Kriegsfinanzierung .....	404
4.3	„Gegen eine Welt von Feinden“ .....	408
4.4	Die friderizianische Armee .....	418
4.4.1	Die Armee des Soldatenkönigs .....	418
4.4.2	Wenige grundlegende Veränderungen .....	421
4.4.2.1	Zusammensetzung .....	421
4.4.2.2	Disziplin und Strafen .....	422
4.4.2.3	Ausbildungsmängel .....	427
4.4.2.4	Schwächen des Offizierskorps .....	431
4.4.3	Mangelerscheinungen .....	435
4.4.4	Zu wenige Reformen .....	439
4.5	Die friderizianische Armee im Bayerischen Erbfolgekrieg .....	442
4.5.1	Ausgangslage .....	442
4.5.2	Kriegsverlauf .....	446
4.5.3	Ergebnis .....	450
5	Friedrich, der Ökonom .....	453
5.1	Objektive Grundlagen seiner Wirtschaftspolitik .....	455
5.2	Subjektive Merkmale seiner Wirtschaftspolitik .....	457
5.3	Relativierungen des Mißerfolgs .....	472
5.4	Retablisement, Kolonisation und Infrastruktur .....	475
5.5	Manufakturen .....	482
5.5.1	Seidenindustrie .....	490
5.5.2	Ergebnisse .....	497
5.6	Handelsbilanzen .....	503
5.7	Régie und staatliche Monopole .....	510
5.8	Schmuggel .....	519
5.9	Handel und Zollkriege .....	521
5.9.1	Der Mythos der „Weltoffenheit“ des friderizianischen Preußen .....	531
5.9.2	Preußens Rolle im Welthandel .....	533
5.9.3	Staatliche Handelsgesellschaften .....	537
5.10	Sozialpolitik .....	539
5.11	Schatz .....	544
5.12	Preußens vermeintlicher Großmachtstatus .....	551
5.13	Bauern und Landwirtschaft .....	552
5.13.1	Fiskalische Einmischungen und politische Versäumnisse ..	553
5.13.2	Getreidehandelspolitik .....	559
5.13.3	Zwangsdienste und Abgaben .....	567
5.14	Schlesien und Westpreußen .....	573
5.14.1	Friderizianische Reformen in Schlesien .....	573
5.14.2	Friedrichs Versuche, die Einnahmen aus Schlesien zu steigern .....	577
5.14.3	Erfolge in Westpreußen .....	582

	5.15 Fazit.....	583
6	Friedrich, der Regierungschef.....	587
	6.1 Die preußische Bürokratie .....	587
	6.2 Friedrichs Autokratie .....	589
	6.3 Friedrichs Autokratie in der Praxis .....	594
	6.4 Der Fall Ursinus und die Folgen.....	609
	6.5 Friedrichs Arbeitspensum .....	613
	6.6 Der Staatsapparat .....	621
	6.7 Friedrich und sein Staat.....	623
7	Friedrich, der Außenpolitiker.....	635
	7.1 Friedrich als Diplomat .....	635
	7.2 Preußische Diplomatie in den Friedensjahren 1746 bis 1755 .....	646
	7.3 Preußische Diplomatie in der Zeit des Siebenjährigen Krieges .....	650
	7.3.1 Bis zum August 1756.....	650
	7.3.1.1 Das Westminster-Abkommen.....	650
	7.3.1.2 Das Ende des preußisch-französischen Bündnisses von 1741.....	654
	7.3.2 Während des Siebenjährigen Krieges.....	659
	7.4 Preußen im Bündnis mit Rußland seit 1764 .....	662
	7.4.1 Die erste Teilung Polens 1772/73.....	669
	7.4.2 Die erste Teilung Polens und der europäische Zeitgeist .....	677
	7.5 Preußische Diplomatie im Frieden bis 1786.....	682
	7.5.1 Konzentration auf das Bündnis mit Rußland.....	682
	7.5.2 Entfremdung der Bündnispartner .....	689
	7.5.3 Preußen in der Isolation .....	696
	7.6 Friedrich und das Deutsche Reich .....	698
	7.7 Friedrich als Mitglied des Fürstenbundes.....	701
8	Friedrich, der Schriftsteller .....	705
9	Friedrich, der tolerante Protagonist der Aufklärung.....	711
	9.1 Religion.....	712
	9.1.1 Friedrichs Irreligiosität .....	712
	9.1.2 Religiöse Toleranz aus Staatsräson .....	714
	9.1.3 Grenzen der religiösen Toleranz.....	718
	9.2 Aufklärungsideal und politische Praxis .....	721
	9.3 Presse.....	725
10	Friedrich, der Modernisierer .....	729
	10.1 Justiz.....	731
	10.2 Bildungswesen .....	739
	10.3 Friedrich und die Französische Revolution .....	744
11	Friedrich, der Nationalheld .....	753
12	Friedrich, der große Charismatiker .....	763
	12.1 Größe.....	763
	12.2 Popularität und Charisma.....	766
	12.3 Propaganda.....	768

13	Das Erbe Friedrichs des Großen .....	773
	13.1 Gewaltpolitik und Militarismus .....	773
	13.2 Zukunftsfähigkeit .....	776
	Zeittafel.....	783
	Literatur .....	799
	Personenregister .....	825





## Vorwort

Friedrich der Große selbst war sehr skeptisch gegenüber historischen Darstellungen, die er nicht selbst verfaßt hatte: „Viele haben Geschichte geschrieben, aber sehr wenige haben die Wahrheit gesagt. Schlecht unterrichtete Schriftsteller wollten Anekdoten schreiben und haben sie erdichtet oder Volksgerüchte für bewiesene Tatsachen genommen und sie der Nachwelt dreist aufgetischt. Andere wollten berichten, was sich hundert Jahre vor ihrer Geburt zugetragen hat. Sie haben Romane verfaßt, in denen höchstens die Haupttatsachen nicht entstellt worden sind. Sie haben den Menschen, deren Leben sie überlieferten, Gedanken, Worte und Taten zugeschrieben, und die leichtsinnige Welt, die betrogen sein will, hat die Hirngespinnste der Verfasser für geschichtliche Wahrheiten gehalten. Wieviel Lügen! Wieviel Irrtümer! Wieviel Betrug!... Die Vorliebe der Verfasser für das Wunderbare, ihr Vorurteil, ihr blinder Eifer für ihr Vaterland, ihr Haß gegen die Völker, die dem eigenen widerstanden, alle diese verschiedenen Leidenschaften, die ihnen die Feder führten...haben die Tatsachen so entstellt und verschleiert, daß man sie auch mit Luchsaugen jetzt nicht mehr zu durchschauen vermöchte.“<sup>1</sup> Im Fall dieses Königs wird man seinem eigenen krassen Urteil nicht ganz folgen wollen. Doch in der Addition der Vielzahl von Büchern und Aufsätzen, die in den vergangenen 200 Jahren über Friedrich den Großen (ab)geschrieben worden sind, hat sich tatsächlich das kolportierte Bild des Königs immer weiter von der historischen Figur entfernt und verselbständigt. Denn „bei der Beschäftigung mit der Lebensgeschichte Friedrichs des Großen ist der Forscher auf Schritt und Tritt in Gefahr, den festen historischen Boden unter den Füßen zu verlieren und die Grenzlinie zwischen Geschichte und Sage zu überschreiten; denn wohl über keine andere geschichtliche Persönlichkeit gibt es eine gleich ausgedehnte Anekdotenliteratur.“<sup>2</sup>

„Es fällt den Historikern sichtlich schwer, Friedrichs politische Theorie und seine Praxis als Staatsmann, seine militärischen Leistungen als Stratege und Feldherr, seine weit gespannten geistig-kulturellen Interessen als Philosoph, Literat und Musiker zu einer überzeugenden Synthese zusammenzufassen. Die konträren Urteile beruhen aber auch darauf, daß der historische Friedrich alsbald nach seinem Tode hinter einer raschen Folge von ‚Friedrichbildern‘ mehr und mehr zurücktreten mußte, deren Urheber die politisch-gesellschaftlichen Wandlungen ihrer eigenen Gegenwart auf den Hohenzollernkönig projizierten.“ So beschrieb P. Baumgart<sup>3</sup> bereits 1986 treffend das Problem, das wir mit diesem König haben. Und an anderer Stelle<sup>4</sup> stellt er fest, daß „nach wie vor ein von den politischen Wandlungen deutscher Geschichte in sehr gegensätzlicher Weise gepräg-

---

<sup>1</sup> Werke Bd.2, S.1, 11

<sup>2</sup> Koser (7), S.281

<sup>3</sup> (1), S.9

<sup>4</sup> (2), S.83

tes ‚Vorverständnis‘ nicht allein die populäre, sondern auch die wissenschaftliche Urteilsbildung“ bestimmt.

Zu seinen Lebzeiten und in der folgenden Generation war Friedrich II.<sup>5</sup> noch nicht der allgemein bewunderte Volksheld. Friedrichs Behauptung, während seiner Kriege sei der friedliche Bürger in seiner Behausung ruhig und ungestört geblieben und habe gar nicht gemerkt, daß sein Land im Krieg sei<sup>6</sup>, war durch die vielen Toten und Verwundeten, durch die Verwüstungen und nachträglichen Münzreduktionen ad absurdum geführt worden, so daß während des 18. Jahrhunderts hieraus noch eine gewisse Hemmung seiner Popularität resultierte. In Goethes „Dichtung und Wahrheit“<sup>7</sup> aus dem Jahr 1812 werden diese Vorbehalte von Zeitgenossen als Meinung der Leipziger so zusammengefaßt: „Es sei keine Kunst, sagten sie, mit großen Mitteln einiges zu leisten; und wenn man weder Länder, noch Geld, noch Blut schone, so könne man zuletzt schon seinen Vorsatz ausführen. Friedrich habe sich in keinem seiner Pläne und in nichts, was er eigentlich vorgenommen, groß bewiesen. Solange es von ihm abgegangen, habe er nur immer Fehler gemacht, und das Außerordentliche sei nur alsdann zum Vorschein gekommen, wenn er genötigt gewesen, eben diese Fehler wieder gut zu machen; und bloß daher sei er zu dem großen Rufe gelangt, weil jeder Mensch sich dieselbe Gabe wünsche, die Fehler, die man häufig begeht, auf eine geschickte Weise wieder ins Gleiche zu bringen. Man dürfe den Siebenjährigen Krieg nur Schritt vor Schritt durchgehen, so werde man finden, daß der König seine treffliche Armee ganz unnützerweise aufgeopfert und selbst schuld daran gewesen, daß diese verderbliche Fehde sich so sehr in die Länge gezogen.“

Die bald nach Friedrichs Tod in Deutschland aufblühende Romantik brachte noch die schärfsten Kritiker hervor. Vor allem der Verzicht des friderizianischen Staates auf eine „höhere Idee“, etwa das Christentum oder den deutschen Nationalstaat, wurde bemängelt.<sup>8</sup> Erst mit dem Erscheinen einer Friedrich-Biographie von Franz Kugler mit Illustrationen von Menzel begann der Mythos vom „Alten Fritz“ zu wachsen. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts und vor allem im zweiten Deutschen Kaiserreich stand Friedrich der Große nicht nur im Mittelpunkt des Geschichtsunterrichts. Die postmortale Propaganda zugunsten dieses Königs kannte bald keine rationalen Grenzen. „Die Historiker, Schriftsteller, Reimeschmiede und Schulbuchschreiber, die Popularisierer aller Art, die Maler, Illustratoren und Bildhauer gingen ans Werk; bald trieb der Kitsch Blüte um

---

<sup>5</sup> Schieder (1), S.483, behauptet, daß sich in der Bezeichnung dieses Königs als „Friedrich II.“ statt als „Friedrich der Große“ ein politisches Bekenntnis der Ablehnung und Feindschaft niederschläge. Dies wird für alle hier nachfolgenden Ausführungen in Abrede gestellt. Die nachfolgende irreguläre Verwendung beider Bezeichnungen soll ebenfalls keine Tendenz zum Ausdruck bringen. Offenkundig wird anhand von Schieders Behauptung allerdings eine gewisse Empfindlichkeit der Bewunderer des großen Königs, die sich bis in die jüngste Zeit erhalten hat.

<sup>6</sup> Politisches Testament von 1768, Dietrich (2), S.483

<sup>7</sup> Goethe, S.324

<sup>8</sup> Bussmann, S.377

# 1 Friedrich, das Opfer

Als der noch junge König Friedrich II. 1740 mit 28 Jahren den Thron bestieg, trat er ein Erbe an, wie es noch kein Hohenzoller vor ihm empfangen hatte: Eine Königskrone, zehn Millionen Reichstaler<sup>25</sup> in Silber<sup>26</sup> im Schatz, eine schlagkräftige Armee mit 83.000 bis 84.000 Soldaten<sup>27</sup>, eine für die Verhältnisse seiner Zeit intakte Verwaltung und eine im Vergleich mit Westeuropa kümmerliche, aber entwicklungsfähige Volkswirtschaft. Dies alles basierte auf der Arbeit von knapp 2.3 Millionen Untertanen. Dennoch war der neue Monarch kein rundum glücklicher Erbe, denn in den Jahren als Kronprinz hatte er mehr als andere Thronfolger seiner Zeit seelisch gelitten.

Diwald<sup>28</sup> hat Friedrich zu Recht eine „antithetische Disposition“ bescheinigt. „Er war klug und borniert, vorsichtig und unbesonnen, verschlagen und aufrichtig, kalt und impulsiv, unmenschlich und mitleidig, grausam und zart, verlogen und ehrlich, zynisch und sensibel, selbstgefällig und bescheiden, hämisch und verletzlich, geizig und verschwenderisch, eitel und selbstkritisch, amoralisch und pflichtbewußt, ein asketischer Epikureer, zäh durchtrieben, wetterwendisch und willensstark.“ Diese charakterlichen Verwerfungen sind wohl zu einem guten Teil in seiner Jugend angelegt worden.

Zunächst hatte Friedrich Glück gehabt, denn zwei ältere Brüder starben bereits im Säuglingsalter, nachdem man ihnen bei der Taufe ohne Vorsatz die kleine Krone zu fest auf das Köpfchen gedrückt hatte. Deshalb blieb dem dritgeborenen Prinzen das materiell gesicherte, aber in frustrierender Untätigkeit zu verbringende Dasein eines privilegierten, aber zu einer dienenden Rolle verdamnten Königssohns erspart, das z.B. sein ebenso begabter Bruder Heinrich<sup>29</sup>

<sup>25</sup> Koser (1), S.530, 531; Riedel, S.80 – Laut Vehse (1), S.179, hinterließ Friedrich Wilhelm I. 8.7 Millionen Taler in bar. – Laut Grünhagen ((1), Bd.1, S.4 Fn.3) waren es 9.7 Millionen. – Der Reichstaler war eine Silbermünze mit Beimischungen minderwertiger Metalle. Zunächst 24, später 30 Groschen, d.h. kleine Silbermünzen, kamen auf einen Taler. Ein Groschen entsprach 12 Kupferpfennigen.

<sup>26</sup> Hubatsch ((2), S.28, 135) meint, der Staatsschatz Friedrich Wilhelms I. habe aus gemünztem Gold bestanden. Das ist, jedenfalls für den Löwenanteil des Geldes, sehr unwahrscheinlich. Es gab neben den Silbertalern im friderizianischen Preußen auch die goldene Pistole, Friedrichsdor genannt, die mit mehr als 5 Silbertalern bewertet wurde. (Schrötter (1), S.51) Da Goldmünzen jedoch bei der Kriegsfinanzierung durch Friedrich II. keine nennenswerte Rolle spielten, werden sie hier vernachlässigt. Die Zeitgenossen neigten dazu, Friedrich Wilhelms I. Schatz stark zu überschätzen. Der französische Marschall Villars veranschlagte ihn sogar auf 50 Millionen Taler. (Broicher, S.48)

<sup>27</sup> Koser (1), S.530, 531; Riedel, S.80; Grünhagen (1), Bd.1, S.4 Fn.3 – Frankreich verfügte zu jener Zeit über etwa 160.000, Österreich über ca. 100.000 Soldaten.

<sup>28</sup> (1), S.72

<sup>29</sup> (1726–1802) Der dritte überlebende Sohn Friedrich Wilhelms I. wurde bereits 1738, mit zwölf Jahren, trotz kindlich geringer Körpergröße Fähnrich und alsbald Leutnant, 1740 Oberst. Er war in der Schlacht bei Chotusitz 1742 und im Zweiten Schlesischen Krieg 1744/45 Adjutant des Königs Friedrich II. und befehligte bereits in der Schlacht bei Soor 1745 als Generalmajor eine Infanteriebrigade. 1757 wurde er Generalleutnant. Im Siebenjährigen Krieg erhielt Heinrich zunächst kleinere selbständige Kommandos. Er trug entscheidend zum Erfolg bei Roßbach 1757 bei, wurde daraufhin Komman-

unter vier Monarchen durchstehen mußte. Aber bald nahm das Leben Friedrich hart ran. Das Verhältnis zwischen einem Monarchen und seinen Nachfolger war selten harmonisch. Auch Friedrich Wilhelm I. hatte als Kronprinz innerlich in Opposition zur Politik seines Vaters Friedrich I. gestanden.<sup>30</sup> Aber er hatte sich trotz seiner diametral gegensätzlichen Auffassung von den Pflichten eines Monarchen stets seinem Vater gefügt, weil die göttliche Weltordnung dies aus seiner Sicht von ihm forderte. Dieselbe Unterordnung verlangte der sogenannte „Soldatenkönig“ auch von seinem Sohn. Mehr noch, er wollte ihn nach seinem Bild formen, um die Errungenschaften seiner Regierung – die Armee, die Verwaltung und die gesunden Staatsfinanzen – über seinen Tod hinaus zu bewahren.

Friedrich Wilhelm I. stand mit seinen dem Vorbild Louis' XIV. nacheifernden Zeitgenossen und ihren höfischen Sitten auf Kriegsfuß. Schon als Kind und Jugendlicher entwickelte er eine geradezu allergische Abneigung gegen jeden Komfort und Luxus, den man sich an Königshöfen in seiner Zeit normalerweise gönnte. Er verwahrte sich zudem gegen alle Versuche, ihm Fremdsprachen, Bildung oder eine Liebe zu schönen Künsten beizubringen.<sup>31</sup> Er soff Bier und vertilgte Schweinebauch wie ein pommerscher Grenadier, rieb sich das Gesicht mit Fett ein und legte sich in die Sonne, um durch ein braunes, martialisch wirkendes Antlitz seine Liebe zum Soldatenberuf und seine Abneigung gegen die vornehme Blässe der Hofschranzen zu demonstrieren. Dabei führte der Soldatenkönig doch niemals einen Krieg auf eigene Rechnung. Er verband dies mit einem für seine Zeit geradezu revolutionären innenpolitischen Durchsetzungs- und Veränderungswillen, mit dem er seit dem ersten Tag seiner Regierung den bis dahin nach französischem Vorbild in barocker Pracht schwelgenden königlich-preußischen Hof umkremelte. „Beinahe die ganze Nation trug blaue Röcke,

---

deur eines selbständigen Korps und führte in den Jahren 1758–1762 eigenverantwortlich eine Armee in Sachsen bzw. Schlesien. Nach der Schlacht bei Hochkirch wurde Heinrich 1758 zum General von der Infanterie befördert und war danach Stellvertreter seines Bruders Friedrich als Oberbefehlshaber. Aber zum Feldmarschall wurde er nicht ernannt. Die Begründung, dies zieme sich nicht für einen preußischen Prinzen, überzeugte nur Friedrich II. selbst. Dem in der preußischen Armee zu seiner Zeit hochgeachteten Prinzen diese herausgehobene Stellung zu verweigern, war wohl eine kleinliche Rache des Königs wegen der gelegentlichen Eigenwilligkeiten, die sich sein Bruder im Bewußtsein der eigenen Fähigkeiten herausnahm. 1762 errang Heinrich seinen bedeutendsten Sieg bei Freiberg. Inoffiziell an Heinrich herangetragene Pläne, für den schwedischen oder polnischen Thron zu kandidieren, kamen über den Status der Gedankenspielererei nicht hinaus. Auch von einer denkbaren Sekundogenitur seines Bruders in den fränkischen Fürstentümern Ansbach und Bayreuth wollte Friedrich II. nichts wissen. Heinrich wäre beim Tod Friedrichs II. im Siebenjährigen Krieg Regent für den noch minderjährigen Friedrich Wilhelm (II.) geworden. 1756, kurz vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs, als der 1744 geborene Friedrich Wilhelm (II.) noch minderjährig war, hatte Friedrich II. für den Fall des Todes seines ältesten Bruders August Wilhelm seinen zweitältesten Bruder Heinrich und nach diesem den Bruder Ferdinand zum Vormund des Thronfolgers und damit zum Regenten bestimmt. (Volz (18), S.176) Friedrich II. schenkte Heinrich 1744 das Schloß Rheinsberg und ließ in den Jahren 1748–1766 in Berlin gegenüber der Oper Unter den Linden ein riesiges Palais für seinen Bruder bauen.

<sup>30</sup> Wandruszka, S.413

<sup>31</sup> Vehse (1), S.4–6

lange Degen und Zöpfe, wie ihr König. Selbst die Minister erschienen vor ihm in weißen Gamaschen und stumpfen Schuhen. Wer mit französischen Modekleidern erschien, war ganz sicher, ausgelacht zu werden. Die goldbrokatenen Kleider, die Ungeheuern Perücken verschwanden samt und sonders.<sup>32</sup>

Wie kein Monarch vor und nach ihm verkörperte Friedrich Wilhelm I. das borussische Motto „Mehr sein als scheinen“. Mit Verachtung blickte er auf Amtskollegen, die Versailles nachahmen wollten und sich deswegen sinnlos verschuldeten. „Die Garantie für das Fortbestehen des Hauses war“ aus seiner Sicht, „daß der Thronfolger so arbeitsam, unerbittlich sparsam und haushälterisch, so pünktlich, so einfach, so mißtrauisch gegen alles nur Schöne, Glänzende, Wortgewandte und Weltliche, gegen ‚Komödien, Operas, Balletts, Maskeraden, Redouten‘, so ängstlich vor Schulden, unnützen Ausgaben und Ausschweifungen, kurz, so ein Puritanerkönig wurde wie Friedrich Wilhelm selber.“<sup>33</sup> Aber der Kronprinz war in allem das genaue Gegenteil dieses väterlichen Ideals. Diese Opposition war nicht einmal in der Sache begründet. Denn auch der Kronprinz wollte Herrscher eines mächtigen Staats sein und verachtete schwache, verschwenderische Monarchen. Aber den militärisch-puritanischen Extremismus seines Vaters, der sogar Wissen und Bildung verwarf, verachtete er ebenso wie die Mißwirtschaft anderer Höfe.

Der stets von Krankheiten geplagte Friedrich Wilhelm I. war bei aller Tüchtigkeit als Preußens größter innenpolitischer König und trotz seines kraftvollen inneren Gouvernements eine „unsichere, schwache und gespaltene“<sup>34</sup>, eine manisch-depressive Natur, unausgeglichen und oft maßlos.<sup>35</sup> Nicht wenige Beobachter hielten ihn für phasenweise wahnsinnig.<sup>36</sup> Sogar Gesandte ausländischer Höfe äußerten gelegentlich ernste Sorgen über seinen Geisteszustand.<sup>37</sup> Neben seinen bekannten Tugenden wie Pflichttreue, Sparsamkeit, Nüchternheit, Redlichkeit und Ehrbarkeit, die durch ihn zu Merkmalen des „Preußentums“ wurden, kennzeichneten diesen Mann „ein jäher Wechsel zwischen Brutalität und Sentimentalität, die Freude an rohen Späßen und an der Verhöhnung von Wissenschaft und Gelehrsamkeit.“<sup>38</sup>

So ein bis zur Schrulligkeit eigenwilliger Charakter mit der Standfestigkeit eines *rocher de bronze* traf nun auf einen zweiten, der ihm an Härte mindestens ebenbürtig war, auch wenn der Kronprinz keinerlei Macht hatte, sich gegen die Despotie seines Vaters zu wehren. Das konnte in eine Katastrophe führen. Denn

---

<sup>32</sup> Vehse (1), S.30

<sup>33</sup> Hinrichs (3), S.9

<sup>34</sup> Reiners, S.27

<sup>35</sup> H.-J. Schoeps (2), S.59

<sup>36</sup> Lavisse, T.1, S.64, 65

<sup>37</sup> Broicher, S.47

<sup>38</sup> Wandruszka, S.413

Friedrich Wilhelm I. war fest entschlossen, den Thronfolger kompromißlos nach seinen höchstgelegenen Plänen zu formen.

Der Kronprinz war für den König „ein ‚Hasenfuß‘, ein ‚Feigling‘, der Angst vorm Schießen hatte, vom Pferde fiel, nicht geradestehen wollte, Anzug und Haare nicht in Ordnung hielt, lange schlief, gern allein war und ziellos herumstrich oder bei Mutter und Schwester hockte, wo er früh Romane lesen, Laute spielen und andere unmilitärische und unnütze Dinge lernte.“<sup>39</sup> Zudem beobachtete der Monarch mit Mißfallen bei seinem Sohn ein Gehen „en cadence“, d.h. einen tänzelnden Schritt.<sup>40</sup> Der Soldatenkönig fühlte sich verpflichtet, den Widerstand seines Sohnes zu brechen und ihn zu einem – aus seiner Sicht – würdigen Nachfolger zu formen. Dabei traf er auf den in seiner Stellung noch machtlosen, aber sehr selbstbewußten Kronprinzen, der seine Ausnahmestellung in der Welt genau kannte und seit Kindesbeinen der Überzeugung war, er sei als Fürst „frei und unabhängig geboren“.<sup>41</sup>

Seitdem Friedrich etwa zwölf Jahre alt geworden war, verschlechterte sich das Verhältnis zum Vater gravierend.<sup>42</sup> Im Jahr 1727 schrieb Friedrich Wilhelm I. an den Thronfolger: „Sein eigensinniger, böser Kopf, der nit seinen Vater liebet, denn wenn man nun Alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man was er haben will, nit wenn er dabei steht, sondern wenn er nit alles sieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen efeminierten Kerl leiden kann, der keine menschliche Inclination hat, der sich schämt, nit reiten noch schießen kann und dabei mal-propre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisirt und nit verschneidet und ich Alles dieses tausendmal repremandiret, aber alles umsonst und keine Besserung in nits ist. Zum andern hoffährtig, recht baurenstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit welche, und nit popular und affabel ist, und mit dem Gesichte Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nits meinen Willen thut, als mit der Force angehalten; nits aus Liebe und er alles dazu nits Lust hat, als seinem eigenen Kopf folgen, sondern alles nits nütze ist.“<sup>43</sup> Sämtliche Bücher, Schriftstücke und Musikinstrumente, die der König beim Kronprinzen fand, landeten im Kamin. Als Lektüre war nur die Bibel statthaft.<sup>44</sup>

Friedrich Wilhelm I. sah in Friedrich schließlich das genaue Gegenteil dessen, was er von einem Thronfolger erwartete. Sein Charakter erschien ihm „als Inbegriff der Schlechtigkeit“. Er sah in seinem Sohn einen „lauen Menschen in den Dingen des Glaubens, als Soldaten ohne Ernst, Ausdauer und Disziplin, als weichlichen Musikanten und Literaten, als Verschwender und Modenarren.“<sup>45</sup>

---

<sup>39</sup> Hinrichs (1), S.190

<sup>40</sup> Anonymus (1), S.13 Fn.2

<sup>41</sup> zit. bei Berney (1), S.24

<sup>42</sup> Paret, S.XIX

<sup>43</sup> zit. bei Vehse (1), S.226 u. Vocke, S.38, 39

<sup>44</sup> Friedrich II. gegenüber seinem Vorleser Henri de Catt, April 1758, Catt (1), S.13

<sup>45</sup> Berney (1), S.16

## 2 Friedrich, der Privatmann

### 2.1 Persönlichkeit

Friedrich II. war kein „allgegenwärtiger König“.<sup>105</sup> Nur wenige Zeitgenossen bekamen ihn bei offiziellen Hofveranstaltungen oder während der Militärmanöver zu Gesicht. Kaum jemand kannte ihn wirklich. Er entzog sich weitgehend dem Hofleben und beschränkte seine Kontakte zu Mitmenschen bis auf wenige Ausnahmen auf seine politischen und militärischen Amtsgeschäfte. Friedrich fühlte sich unbehaglich in einer Stadt, „où la société en trop grand nombre non seulement devient gênante, mais souvent dangereuse.“<sup>106</sup> Selbst ein Höfling wie Graf Lehndorff<sup>107</sup>, der in Berlin mit Gott und der Welt verkehrte und mit der gesamten übrigen königlichen Familie auf mehr oder weniger vertrautem Fuß stand, mußte unter dem 9.11.1753 in seinem Tagebuch einräumen: „Der langweilige Tag! Großes Diner auf dem goldenen Tafelgerät und abends Ball bei der jungen Königin [Elisabeth Christine] aus Anlaß des Geburtstags der Prinzessin Amalie<sup>108</sup>. Der König kommt zu keinem dieser Bälle. Der Fürst, glaube ich, langweilt sich sehr trotz seines umfassenden Geistes, indem er so selten jemand findet, der ihm genügen könnte. Ich gestehe, daß mein einziger Wunsch auf der Welt wäre, diesen Fürsten kennen zu lernen, bloß um wegen all der verschiedenen Charakteristiken, die man von ihm gemacht hat, Gewißheit zu erlangen.“<sup>109</sup>

Nicht einmal während der kurzen Anwesenheit des Monarchen zum Jahreswechsel im winterlichen Berlin gab es eine Gelegenheit, ihn näher kennenzulernen. Lehndorff berichtete: „Der König beteiligt sich äußerst wenig an den Lustbarkeiten des Karnevals; er ist immer mit seinen Studien beschäftigt und verläßt kaum das Zimmer. Es ist doch recht bedauerlich, daß dieser Fürst eine so geringe Meinung von den Fähigkeiten seiner Untertanen hat und sie demgemäß für so tief unter sich stehend hält, daß er nicht geruht, uns seine Erleuchtung zu entdecken. So kennt er die jungen Leute seines Königreichs nicht, und wie Graf Gotter<sup>110</sup> sagt, hält er uns für dumm und geistlos.“<sup>111</sup> Und selbst diejenigen, die der

---

<sup>105</sup> so aber der Titel von Hinrichs (4)

<sup>106</sup> Friedrich II. an Prinz Heinrich, Potsdam, 11.11.1768, P.C. Bd.27, S.436

<sup>107</sup> Ernst Ahasverus Heinrich Graf Lehndorff (1727–1811). Geboren in (Ost-)Preußen, seit 1746 in Berlin. 1747 Legationsrat. Statt einer diplomatischen oder administrativen Karriere wider Willen auf Befehl des Königs Kammerherr bei der Königin Elisabeth Christine bis 1775, als er sich auf seine Güter zurückzog, ohne im Staatsdienst Karriere gemacht zu haben.

<sup>108</sup> (1723–1787) Diese jüngste Schwester Friedrichs II. blieb nach zwei gescheiterten Eheprojekten unverheiratet und wurde 1756 durch ihren königlichen Bruder mit einer Pfründe als Äbtissin von Quedlinburg standesgemäß versorgt. Dieses Stift hatte immerhin 13.200 Einwohner bei einer Fläche von 110 Quadratkilometern. (Krauel (2), S.380)

<sup>109</sup> Lehndorff (1), S.120

<sup>110</sup> Friedrich Wilhelm Graf Gotter, Oberhofmarschall und Staatsminister, 1741 Sondergesandter in Wien.

<sup>111</sup> Tagebuch des Grafen Lehndorff, 25.12.1755, Lehndorff (1), S.234, 235

König in seine Nähe ließ, wurden in eisiger Distanz gehalten. Der Franzose Jean-Baptiste d’Alembert<sup>112</sup> berichtete während seines Besuchs in Berlin im Jahr 1763 über Mahlzeiten am Hof, zu der zahlreiche Minister und Militärs geladen waren: „Nos dîners sont un peu froids... Sans Milord Maréchal [Keith<sup>113</sup>] et moi on y garderoit le silence, comme au réfectoire de la Trappe, car tous ces autres messieurs ne disent mot et se content de rire quelquefois des contes que nous faisons.“<sup>114</sup> Und selbst in direkten persönlichen Kontakten blieb der König verschlossen, wie Lehndorff berichtete: „Man sieht, daß die Audienzen, die der König den fremden Gesandten erteilt, für ihn ein schrecklicher Zwang sind; daher sind sie auch so kurz.“<sup>115</sup>

Friedrich II. waren seine Untertanen fremd. Das war einer der Gründe für seine selbst gewählte Isolation.<sup>116</sup> Die Vertraulichkeiten von Menschen, die sich ihm in der Jugend mit der Bezeichnung als „Fritz“ und später als „Alter Fritz“ scheu zu nähern suchten, waren ihm unbehaglich. Er hatte im Grunde seines Herzens mit diesen Leuten nichts zu schaffen. Die Ausnahme von dieser Regel war das gemeinsame Erleben akuter Todesgefahr insbesondere während des Siebenjährigen Kriegs, in dem sich tatsächlich Anflüge von Kameraderie im Verhältnis des Königs sogar zu den gemeinen Soldaten erkennen ließen. Hier spielten aber auch Nützlichkeits erwägungen eine Rolle. Ein bei seinen Soldaten populärer Feldherr war erfolgreicher. Und auch bei dieser Ausnahme von der Regel spielte die Herkunft der Soldaten aus Preußen keine Rolle. Denn in Friedrichs Heer dienten auch Reichsdeutsche, Polen, Franzosen, Schweizer usw.

Die Distanz des Königs zu seiner Umwelt ging bis zur Unhöflichkeit. Lehndorff berichtete: „Ein Diner auf Gold bei dem König, dem die Langeweile auf dem Gesicht geschrieben ist, ebenso wie allen anderen Tischgästen.“<sup>117</sup> Vor allem nach dem Siebenjährigen Krieg war es kein Vergnügen mehr, in seiner Umgebung zu leben oder mit ihm zusammenzuarbeiten. „Ausgebrannt, öde und böse, liebte er niemanden, und niemand liebte ihn, sondern sein königliches Dasein bildete einen lastenden, entwürdigenden Druck für alle Welt.“<sup>118</sup> Er wurde zum

<sup>112</sup> (1717–1783) Französischer „Aufklärer“, Schriftsteller, Philosoph, Physiker und Mathematiker, Mitherausgeber und Verfasser der Einleitung der „Enzyklopädie“. Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften und der Künste. Er galt als „das Haupt der französischen Enzyklopädisten“. (Aretin (2), S.122) Seit 1746 war er Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin. Er lehnte 1751 eine Einladung Friedrichs II. zur Übersiedlung nach Preußen und zur Übernahme der Präsidentschaft der Akademie ab (Henry, S.64, 78), verbrachte 1763 drei Monate in Potsdam und lehnte dabei erneut die Präsidentschaft ab. (Oppeln-Bronikowski (1), S.133, 134)

<sup>113</sup> Die Brüder George und James Keith hatten sich 1717 und 1719 an den gescheiterten Aufständen zugunsten des Hauses Stuart in Schottland beteiligt und waren daraufhin verbannt worden.

<sup>114</sup> D’Alembert an Mlle des Lespinasse, Charlottenburg, 16.7.1763, zit. bei Henry, S.79, 80

<sup>115</sup> Tagebuch des Grafen Lehndorff, 28.12.1755, Lehndorff (1), S.235

<sup>116</sup> Friedrich II. an Prinz August Wilhelm, Potsdam, 23.11.1753, P.C. Bd.10, S.160: „Je resteraï ici assez seul, mais dans le fond fort aise de me trouver dans cette situation; mon inclination me porte assez à la solitude.“

<sup>117</sup> Tagebuch des Grafen Lehndorff, 14.1.1756, Lehndorff (1), S.241

<sup>118</sup> Th. Mann, S.115



Tyrannen. Einer seiner größten Bewunderer, der in Schottland geborene britische Gesandte Mitchell, der während des Siebenjährigen Kriegs in seiner Nähe gewesen war, berichtete: „Des Königs Sparsamkeit nimmt täglich so zu, daß sie einen anderen Namen verdient. Sie erstreckt sich auf die geringsten Kleinigkeiten. Er ist nicht selten herbe und verdrießlich... Er ist ungeduldig gegen Widerspruch, und nimmt so leicht Eindrücke auf, welche mit seinen augenblicklichen Leidenschaften übereinstimmen daß es schwer fällt, selbst unbegründete Vorurtheile auszuwurzeln. Von Natur ist er argwöhnisch, und obgleich er bisweilen über alle Förmlichkeiten lacht, so hält doch kein Mensch an denselben so fest als er, im Fall er glaubt, es betreffe seinen Rang und seine Würde.“<sup>119</sup> Kaiser Joseph II.<sup>120</sup> war beim ersten Zusammentreffen mit Friedrich II. 1769 in Neisse überrascht wegen des respektvollen Schweigens, das selbst Prinz Heinrich und der Thronfolger Prinz von Preußen bei offiziellen Anlässen in Gegenwart des Königs für mehrere Stunden bewahrten.<sup>121</sup>

(Zumeist ausländische) Gäste hingegen, an denen der König ein gewisses Interesse hatte, wurden in Potsdam und Sans-Souci sehr freundlich aufgenommen. Sie haben sich fast unisono angenehm überrascht über die Bonhomie des bei seinen Untertanen gefürchteten Autokraten gezeigt. Ein italienischer Besucher berichtete z.B. über eine Audienz im Jahr 1773: „Er hat die Mode, welche die Könige früher annahmen, und die man nur noch bei kleinen Fürsten und Bischöfen findet, stolz und hochmütig zu sein, abgetan... Der König sprach zu mir mit der allergrößten Leutseligkeit, und ich fand mich ihm gegenüber nicht mehr geniert als vor irgendeinem Privatmann.“<sup>122</sup> Diese Ausnahmen von der Regel waren aber weniger Anfällen von Menschenfreundlichkeit als vielmehr Friedrichs immerwährender Sorge um sein Bild in der europäischen Öffentlichkeit zu danken.

Der Hohenzoller blieb nicht nur der ganz großen Mehrheit seiner Zeitgenossen fremd. Wie Friedrich in seinen mittleren Jahren, 1740 bis 1780, ausgesehen hat, wissen wir trotz der zahlreichen populären Bildnisse dieses Königs, die bis heute wie echte Portraits kursieren, nicht genau. Denn nach der Thronbesteigung hat er sich beharrlich geweigert, einem Kunstmaler als Modell zu dienen.<sup>123</sup> Alle seit 1740 gefertigten Darstellungen konnten nur anhand älterer Vorlagen oder aus der Erinnerung heraus entstehen. Deshalb urteilte ein Künstler kurz vor Friedrichs Tod: „Alle Bilder, die ich jemals von ihm gesehen habe, sind Karika-

---

<sup>119</sup> Berichte der englischen Gesandtschaft aus dem Jahr 1763, zit. bei Raumer (1), S.530, 531

<sup>120</sup> Joseph II. (1741–1790), seit 1764 Römischer König, seit 1765 Deutscher Kaiser, 1780 Erbe des Habsburgerreichs.

<sup>121</sup> Bericht Josephs II., 25.8.1769, P.C. Bd.29, S.43 – Wie ungewöhnlich dieses Verhalten war, ermißt man daran, daß der Kaiser, der von zuhause ein strenges Hofzeremoniell gewohnt war, dies als „incroyable“ bezeichnete. (a.a.O.)

<sup>122</sup> zit. bei Volz (5), S.85

<sup>123</sup> Friedrich II. an Voltaire, Potsdam, 1.11.1772, zit. bei Koser (17), S.243; Seidel, S.237; Simon, S.272; Börsch-Supan, S.XII, vermutet eine Ausnahme.

turen, denn es sind in seiner Physiognomie zu viele Feinheiten, die noch niemand erreicht hat und niemand erreichen wird.“<sup>124</sup> Auch einem Bildhauer hat er sich nach 1740 stets verweigert.<sup>125</sup> Statt dessen muß man sich mit einem Augenzeugen begnügen. Der Marquis Guy de Valory<sup>126</sup> arbeitete von 1739 bis 1750 als geschätzter französischer Gesandter in Berlin und durfte den König auf seinen ersten Feldzügen in Schlesien begleiten. Er gibt diese Beschreibung: „Sein Äußeres ist angenehm. Er ist klein und sieht distinguert aus. Sein Wuchs ist unregelmäßig, seine Hüften sitzen zu hoch, die Beine sind zu lang. Er hat schöne blaue Augen, die ein wenig zu sehr hervortreten, seine Gefühle spiegeln und je nach den Umständen sich sehr verändern.“<sup>127</sup> Friedrich der Große war tatsächlich nach Ansicht seiner Zeitgenossen „etwas unter Mittelgröße“<sup>128</sup>, gerade einmal fünf Fuß zwei Zoll, maximal fünf Fuß fünf Zoll<sup>129</sup>, also etwa 1.64 Meter lang.<sup>130</sup> Er galt auch schon im 18. Jahrhundert, als die Menschen im Durchschnitt nicht so lang waren wie heute, in den Augen seiner Zeitgenossen als „petit“.<sup>131</sup> Der König benutzte wegen Kurzsichtigkeit ein Augenglas.<sup>132</sup> Da er sommers wie winters zum Schutz gegen Erkältung mehrere Westen übereinander trug, wirkte er fülliger, als er eigentlich war. Auch im Feld waren seine Finger mit zahlreichen kostbaren Brillantringen bestückt.<sup>133</sup> Friedrichs Altersgesicht kann man sich immerhin aufgrund der Totenmaske, die von Augenzeugen als sehr ähnlich bezeichnet wurde, gut vorstellen.

## 2.2 Lebensumstände

Den größten Teil des Jahres von April bis Oktober verbrachte der König in Potsdam im Schloß Sans-Souci, wo er in seinem Schlafzimmer einen wesentlichen Teil der Staatsgeschäfte erledigte. Der Augenzeuge Friedrich Nicolai<sup>134</sup> beschrieb diesen Raum im Jahr 1786 noch zu Lebzeiten Friedrichs des Großen in einer gewissermaßen offiziellen Version so: „Des Königs Schlafzimmer. Stukkaturarbeit und Gold... Das Bett steht im Alkoven, um welchen ein Gitter von vergoldeter Bronze geht. Auf dem marmornen...Kamin steht ein kleines antikes Bruststück Mark Aurels, der Kopf ist von weißem Marmor, das Gewand

---

<sup>124</sup> zit. bei Volz (5), S.228, 229

<sup>125</sup> Volz (5), S.228

<sup>126</sup> Louis Guy Henri Marquis de Valory (1692–1774), Brigadegeneral, seit 1739 bis 1756 französischer Gesandter in Berlin.

<sup>127</sup> zit. bei Gooch, S.134, 135

<sup>128</sup> Frankreichs Gesandter Beauvau nach seinem Besuch in Berlin 1740, zit. bei Volz (20), Bd.1, S.151

<sup>129</sup> Koser (4), S.146, 146 Fn.1 – 1 preußischer oder rheinischer Fuß = 0,314 Meter, 1 Fuß = 12 Zoll

<sup>130</sup> Mitford, S.24

<sup>131</sup> Koser (4), S.146, 146 Fn.1

<sup>132</sup> Bericht der französischen Gesandten Beauvau und Valory, 1740 bzw. um 1753, zit. bei Volz (20), Bd.1, S.151 bzw. Hildebrand, S.27; Friedrich II. gegenüber dem Prince de Ligne, dessen Bericht aus Mährisch-Neustadt, 3.–7.9.1770, Oppeln-Bronikowski (1), S.156

<sup>133</sup> Bericht des hannoverschen Gesandten Baron von Schwicheldt, Hannover, 9.3.1742, zit. bei Hildebrand, S.23

<sup>134</sup> (1733–1811), Berliner Schriftsteller, Verleger und Buchhändler

von vielfarbigem Achat...<sup>135</sup> Auffällig war noch ein von einer Uhr gekrönter, in Paris für 2.000 Taler hergestellter Dokumentenschrank und der berühmte Lehnstuhl, in dem der König gestorben ist.<sup>136</sup> Wenn Vehse<sup>137</sup> ähnlich berichtet, alle Vorhänge und Möbelüberzüge in Sans-Souci seien „hellviolett, himmelblau, seladongrün und rosenrot, auch fleischfarbig, mit Silber eingefasst“ gewesen, dann vermittelt er mit diesem Rokoko-Bilderbuch keinen zutreffenden Eindruck vom Privatleben des Königs. Zwar waren seine Bauten zeitgemäß prächtig und mit vergoldetem Zierrat geradezu überladen. Seine unmittelbaren Lebensumstände waren jedoch keineswegs königlich.

Der französische Rittmeister Alexandre Berthier sah Friedrichs kombiniertes Arbeits- und Schlafzimmers in Sans-Souci im Jahr 1783. Er sah das kleine Feldbett, „dessen Vorhänge zerlumpt sind, voller Speichel und Kerzenwachs, alle seine Sessel und anderen Möbel in zartblau sind voll vom Harn seiner Hunde und mit Schnupftabak bedeckt; drei Tische sind mit Büchern und Papieren bedeckt und so schmutzig, daß man die Farbe ihres Samtes nicht mehr angeben kann, mehrere uralte Schlafröcke liegen auf verschiedenen Sesseln herum...“<sup>138</sup> Der österreichische Gesandte van Swieten<sup>139</sup> berichtete über eine Audienz am 1.11.1771 in Friedrichs Schlafzimmer, „wo es sehr unordentlich aussah. Die Bettdecke von Atlas war ganz verschossen, und nur ein neues Stück, womit ein Loch geflickt worden war, zeigte, welche Farbe sie gehabt hatte.“<sup>140</sup> Dieser Lebensmittelpunkt Friedrichs des Großen, sein Schlafzimmer, mußte sogleich nach seinem Tod wegen des extrem verfallenen Zustands von seinem Nachfolger grundsaniert werden. Nur der Marmorkamin blieb dabei erhalten.

Wie wenige Herrscher seiner Zeit lebte Friedrich II. nach einem feststehenden Tages- und Jahresablauf. In einem Kalender waren die Wochen und Monate markiert, die er in Berlin, im Potsdamer Stadtschloß, in Sans-Souci oder bei Manövern, Truppenrevuen<sup>141</sup> und Inspektionsreisen verbrachte. Der Aufenthalt in Sans-Souci in der wärmeren Jahreszeit wurde von Aufhalten im Neuen Palais im Park von Sans-Souci unterbrochen, wenn eine größere Anzahl von Gästen unterzubringen war.<sup>142</sup> Das übrige Jahr lebte der König im Potsdamer

---

<sup>135</sup> zit. bei Seidel, S.237

<sup>136</sup> Seidel, S.238

<sup>137</sup> (2), S.357

<sup>138</sup> zit. bei Knopp, S.47

<sup>139</sup> Freiherr Gottfried van Swieten, Gesandter in Berlin 1770–1777

<sup>140</sup> zit. bei E.P. Reimann (1), Bd.1, S.424

<sup>141</sup> Jährlich nahm Friedrich II. im Frühjahr bzw. Herbst jene Regimenter in Augenschein, die in Potsdam, Berlin, Stargard, Magdeburg und Schlesien stationiert waren. (Politisches Testament von 1768, Dietrich (2), S.535)

<sup>142</sup> Diebitsch, S.3 – D’Alembert berichtete während seines Aufenthalts in Preußen im Jahr 1763, Friedrich II. habe in Potsdam ein „vie ambulante“ geführt, indem er ständig zwischen Sans-Souci und dem Stadtschloß gependelt sei. (D’Alembert an Mlle de Lespinasse, Potsdam, 28–30.7.1763, zit. bei Henry, S.84) – In den ersten Jahren seiner Regierung pendelte er sogar ständig zwischen Berlin, Potsdam,

Stadtschloß mit Ausnahme der kurzen Zeit, wenn ihn winterliche Hoffeste und der Karneval von Mitte Dezember bis Ende Januar nach Berlin riefen.<sup>143</sup>

Der König gestaltete seit 1740 seinen Tagesablauf fern ab von jeder Hofetikette ganz nach seinen persönlichen Bedürfnissen und verabschiedete sich mit den Jahren auch immer mehr von allen Zwängen der Toilette. Man wird die hygienischen Bedürfnisse dieses Monarchen mit einem Minimum veranschlagen dürfen, was bis zu einer gewissen Grenze dem Zeitgeschmack entsprach. Zu dieser äußerlichen Verwahrlosung gehörte eine sehr selten gewechselte, dementsprechend verschmutzte und schadhafte Kleidung. Die Garderobe wurde nach der Thronbesteigung, insbesondere nach dem Siebenjährigen Krieg, immer mehr vernachlässigt: „Gewöhnlich trug er einen blauen Rock, verbraucht wie sein Körper, immer bis oben zugeknöpft, eine Kniehose aus schäbigem Samt, eine alte Silberschärpe, einen kleinen Messingdegen mit einem Portepée, von dessen Quaste nur noch der nackte Holzknopf übriggeblieben war, einen riesigen Dreispitz und ehemals schwarze, vor Alter gelblich gewordene Stiefel, die über die Knie reichten und in der Mitte der Oberschenkel mit einer schlechten Schnur befestigt waren. Er schnupfte maßlos spanischen Tabak, sein Anzug war davon immer beschmutzt.“<sup>144</sup>

Friedrich II. hatte es anders gelernt. Friedrich Wilhelm I. hatte den Kronprinzen in Kindertagen gezwungen, sich täglich mit Seife zu waschen. Der Soldatenkönig hatte sich sogar wiederholten Wäschewechsel und öfteres Händewaschen gegönnt.<sup>145</sup> Das kam bei seinem Sohn nicht mehr vor. Schon der Kronprinz Friedrich hatte sich den väterlichen Vorwurf zugezogen, „er sei mal propre an seinem Leibe.“<sup>146</sup> Das wollte schon etwas heißen in einer Zeit, in der die gesellschaftlichen Anforderungen in diesem Punkt äußerst gering waren.

Im Alter nahm die äußere Verwahrlosung Friedrichs II. Ausmaße an, die selbst für die in puncto Körperpflege sehr anspruchlosen Zeitgenossen bemerkenswert waren. Der französische Oberst Guibert<sup>147</sup> berichtete am 3.9.1773 als Augenzeuge: „Man denke sich einen großen Hut mit einstmals weißer Feder, gekräuselt wie auf all seinen Bildern, eine Stutzperücke mit Zopf und Schleife, die von vorn und seitlich mit ihren Locken anschließen sollte, aber durch den Hut und den Schweiß derart in Unordnung geraten ist, daß man das fettige Band, das sie fest umschnürt, überall sieht; eine schwarze Halsbinde, ein blauer Rock mit ro-

---

Charlottenburg sowie Rheinsberg und bereiste häufig seine Provinzen, wie Rödenbeck (2), Bd.1, in seinem „Tagebuch“ minutiös mitteilt.

<sup>143</sup> Volz (2), S.7; Diebitsch, S.4 – In den ersten Jahren seiner Regierung ging Friedrich II. bereits zu Beginn des Karnevals am 1. Dezember nach Berlin.

<sup>144</sup> Gaxotte, S.436

<sup>145</sup> Mitford, S.20; Vehse (1), S.156

<sup>146</sup> zit. bei Vehse (1), S.156

<sup>147</sup> Jacques Antoine Hippolyte Comte de Guibert (1743–1790), französischer Offizier u. Militärhistoriker, 1788 Feldmarschall.

tem Kragen und roten Aufschlägen ohne Besatz...sowie ein schwarzes, schäbiges und mit immer neuen Flickern ausgebessertes Beinkleid. Wann er ein neues anlegt, ist unbekannt. Ferner ein Paar Wasserstiefel, einstmals schwarz, die aber jetzt vor Alter und schlechter Behandlung gelb geworden sind, über dem Knie umgeschlagen, ohne Stulpen und auf der Wade mit Strippen befestigt; über diesem Rock eine Schärpe, die er gewiß seit seiner Thronbesteigung trägt. Ich erwähnte schon seine prächtigen Schmuckstücke und den seltsamen Kontrast, den sie zu seinem übrigen Aufzug bilden... Sein Wagen, sein Bett, sein Schlafzimmer sind von unvergleichlicher Unsauberkeit. Er wechselt das Hemd nicht täglich; oft legt er sich ohne Kammerdiener hin und steht ebenso wieder auf; bisweilen geht er sogar gestieft zu Bett.“<sup>148</sup> Die Rasur wurde mit jedem Lebensjahr nachlässiger gehandhabt.<sup>149</sup>

Im Kontrast zu den Usancen höchstgestellter Persönlichkeiten seiner Zeit wird die Ausnahmeerscheinung Friedrichs deutlich. Vom sächsischen Premierminister Brühl<sup>150</sup> wird berichtet: „Er besaß zweihundert Paar Schuhe, achthundertzwei gestickte Schlafröcke, fünfhundert Anzüge, einhundertzwei Uhren, achthundertdreißig Tabatieren, siebenundachtzig Ringe siebenundsechzig Riechfläschchen, neunundzwanzig Kutschen und fünfzehnhundert Perücken.“<sup>151</sup> Wie ist Friedrichs demonstrative Wurstigkeit gegenüber den Bekleidungsitten seiner Zeit zu erklären, die einem Monarchen die Pflicht auferlegten, auch in seiner äußeren Erscheinung den Staat zu repräsentieren? Jedenfalls nicht mit echter Sparsamkeit und Askese.<sup>152</sup> Friedrichs Lebensumstände hatten nichts mit dem preußischen Motto „Mehr sein als scheinen“ zu tun, das sein Vater geprägt hatte. Denn als demonstrativer Kontrapunkt zu seiner ungepflegten Erscheinung und seinem verwahrlosten persönlichen Wohnumfeld sprangen um so krasser die vielen Blattgold in seinen Schlössern, die häufig überladene und geschmacklose Pracht seiner Bauten<sup>153</sup>, seine mit Juwelen überladenen Finger sowie seine bis zu 130<sup>154</sup> luxuriösen, mit Brillanten verzierten Schnupftabakdosen jedermann ins Auge. Niemand blieb also im Zweifel darüber, daß er es mit einem König zu tun hatte. Und auch Gleichgültigkeit gegenüber Äußerlichkeiten kann als Erklärung nicht recht überzeugen. Friedrichs verwahrloste Erscheinung war kein unbedachter Zufall. Denn wenige Menschen berechneten die Wirkung ihres Tuns und Lassens auf die Mit- und Nachwelt so emsig wie dieser König.

---

<sup>148</sup> zit. bei Hildebrand, S.43

<sup>149</sup> Hildebrand, S.75

<sup>150</sup> Heinrich Graf von Brühl (1700–1763), sächsischer Premierminister unter Friedrich August II.

<sup>151</sup> Reiners, S.193

<sup>152</sup> so aber Reiners, S.337 u. Kunisch (6), S.22, 284

<sup>153</sup> Hieran stießen sich sogar preußische Untertanen, die Friedrich II. im übrigen bewunderten, z.B. Garve (1), T.2, S.188.

<sup>154</sup> Vehse (2), S.394

Augstein<sup>155</sup> vermutet, daß Friedrich der Mode bekannter Militärs gefolgt sei. Bereits 1763 hatte der österreichische Gesandte Freiherr von Ried nach Wien berichtet: „Karl XII.<sup>156</sup> übertrumpft er durch seine Nachlässigkeit in der Kleidung, die bis zur Unsauberkeit geht.“ Es war daneben wohl eine (weitere) Demonstration seiner Ausnahmestellung im Kreis der Zeitgenossen und der Ausdruck eines unbändigen Freiheitsdranges, die ihn veranlaßte, sich dermaßen gehen zu lassen. Wie in der Jugend die feinen Kleider eine Demonstration gegen den Vater waren, dienten die nach 1763 demonstrativ zur Schau getragene Verwahrlosung und das Einsiedlerleben in Sans-Souci als Unabhängigkeitserklärung von den gesellschaftlichen Konventionen, als Demonstration seiner Einmaligkeit und seiner Verachtung der Mitmenschen. Für Friedrich II. mag seine äußere Erscheinung ihre innere Logik gehabt haben: Wie sollte ein Exzentriker seine Sonderstellung im Kreis der verschwenderischen, luxuriösen europäischen Höfe anders hervorheben, wenn nicht durch eine demonstrative Verwahrlosung seiner Person?<sup>157</sup> Gleichzeitig war es eine politische Demonstration, die ein weiteres Zeugnis von der Überlegenheit seiner Regierung im Vergleich mit den verschwenderischen Hofhaltungen seiner Amtskollegen geben sollte. Hatte nicht die Armee des Kurfürsten von Sachsen, der noch vor wenigen Jahrzehnten ein ebenbürtiger potentieller Konkurrent Borussias gewesen war und sich so luxuriöse Minister wie jenen Brühl leistete, 1756 bei Pirna schmachvoll kapitulieren müssen?

### 2.3 Bildung

Deutsch sprechen lernte Friedrich nie richtig. Sein deutscher Wortschatz war sehr klein und führte zu immer wiederholten, teilweise drolligen Formulierungen, die wegen ihrer Einzigartigkeit zur Popularisierung vor allem des „Alten Fritz“ beitrugen. Er hat erst recht niemals fehlerfrei deutsch schreiben können. Seine deutsche Orthographie war nur Eingeweihten sofort verständlich.<sup>158</sup> Er war nicht in der Lage, kompliziertere deutsche Texte zu lesen.<sup>159</sup> Auch damit

---

<sup>155</sup> S.238

<sup>156</sup> (1682–1718) Seit 1697 König von Schweden, neben Friedrich II. der berühmteste *roi connétable* des 18. Jahrhunderts. Sein 1699 begonnener Siegeszug gegen Dänen, Russen und Sachsen endete 1709 in der vernichtenden Niederlage bei Poltawa in der Ukraine. Er fiel am 1718 während der Belagerung der norwegischen Festung Frederikshald.

<sup>157</sup> ähnlich der Zeitzeuge Kaltenborn, T.1, S.80. Er vermutet „die allerstudierteste Coquetterie, wenn man unter diesem Worte anders eine Sucht zu glänzen und Andern in die Augen zu leuchten, verstehn will. Was dem Diogenes seine Tonne war, das war dem König sein schlechter Rock... Er wollte immer grade so aussehen, wie er auf dem Schlachtfelde...ausgesehen hatte.“

<sup>158</sup> Diese Schwäche teilte Friedrich II. allerdings mit vielen zeitgenössischen Herrschern, z.B. auch mit Maria Theresia. (Beispiel bei E.P. Reimann (1), Bd.2, S.90 Fn.2)

<sup>159</sup> Z.B. Bericht des österreichischen Gesandten van Swieten vom 12.7.1771 über eine Audienz bei Friedrich II., während der er dem König eine deutsch verfaßte Note seiner Regierung ins Französische übersetzen mußte. (P.C. Bd.31, S.233, 234) Ähnlich der Bericht des sächsischen Abgesandten Freiherrn von Fritsch (Meissen, 1.12.1762, P.C. Bd.22, S.356), der dem König eine deutsch verfaßte Note „sehr sachte und deutlich“ vorlesen mußte, „weilen Ihnen diese Sprache nicht so geläufig als das Französische sei.“

## 3 Friedrich, der Machtpolitiker und Aggressor

### 3.1 Der absolute Monarch im Hohenzollernstaat

Man findet die These, Friedrich dem Großen sei es nicht gelungen, eine uneingeschränkte Herrschaft auszuüben. Er sei ein Bündnis mit der Aristokratie eingegangen und habe den Adel eine dominierende Stellung im Staat einnehmen<sup>557</sup>, ihm gar die Macht überlassen. Die marxistische Geschichtsschreibung mußte wegen ihres selbst gewählten gedanklichen Korsetts vom ewigen Klassenkampf die Auffassung vertreten, in Wahrheit habe nicht Friedrich der Große, sondern ein „Junkerregiment“ in Preußen geherrscht.<sup>558</sup> Diese Aussagen bedürfen der Präzisierung.

Das 18. Jahrhundert gehörte den absoluten Monarchen, die sich Louis XIV. von Frankreich zum Vorbild nahmen und diesen Bourbonen im Streben nach Allgewalt nicht selten noch übertrafen. Als Friedrich II. 1740 die Regierung übernahm, war der Absolutismus, die uneingeschränkte Herrschaft des Monarchen, in Preußen bereits fest verwurzelt. Friedrich Wilhelm I. hatte die materielle Machtbasis des Adels auch durch den Ankauf von Rittergütern verringert.<sup>559</sup> Bekannt ist sein Programm: „Ich stabilisiere die Souveränität und setze die Krone fest wie einen *rocher von bronze*.“<sup>560</sup> Er hatte sich daran gehalten und den Adel, soweit er in den ersten Jahren seiner Herrschaft noch Widerstand gegen seinen Herrschaftsanspruch geleistet hatte, de facto auf lokale Machtausübung auf den Rittergütern und bei der Wahl der Landräte beschränkt. Auf Kreis- und Gutsebene bestimmte der Adel den Alltag der bäuerlichen Untertanen. Gutsherren herrschten auf dem platten Land als Inhaber der Polizeigewalt und der niederen Gerichtsbarkeit sowie als Kirchenpatrone wie kleine Könige über ihre Bauern. Erbuntertänige Bauern durften weder ohne Wissen ihres Gutsherrn heiraten noch den Beruf ihrer Kinder bestimmen. Der Junker hatte das Recht, nach dem Tod eines Bauern zu bestimmen, welcher von dessen Söhnen den Hof übernehmen durfte.<sup>561</sup> Das Recht zum Verhängen der Prügelstrafe wurde den Rittergutseigentümern oder den Pächtern sogar noch im Allgemeinen Landrecht von 1794 ausdrücklich bestätigt. Das galt auch für den Fall, daß Güter an Bürgerliche verpachtet waren.<sup>562</sup>

Doch Friedrich Wilhelm I. hatte den preußischen Adel und die Stände in seinen östlich der Weser gelegenen Provinzen als Machtfaktor auf den wesentlichen

---

<sup>557</sup> so Klein (1), S.77, 78 – Sinn, S.246: „Friedrich II. konnte sich so gut wie nichts dem Adel gegenüber herausnehmen, weil er total von ihm abhing.“

<sup>558</sup> so z.B. Mehring (1), S.84; (2), S.117

<sup>559</sup> Haussherr (1), S.262

<sup>560</sup> zit. bei Delbrück (2), S.157

<sup>561</sup> Delbrück (2), S.158

<sup>562</sup> H.-H. Müller (2), S.272

Politikfeldern ausgeschaltet und bereits im Bewußtsein absoluter Verfügungsgewalt über den Staat regiert: „Wir sind Herr und König und können tun, was wir wollen.“ Die von Adligen beschickten Landtage wurden zwar nicht abgeschafft und in der einen Provinz mehr, in der anderen weniger, als beratende Organe am Leben erhalten. Aber ihre Bedeutung als innenpolitische Machtfaktoren und Konkurrenten der Krone war dahin. Das Bürgertum hatte sich ohnehin mit der Wahl der städtischen Magistrate zu begnügen<sup>563</sup> und war im friderizianischen Preußen als Einflußfaktor ganz zu vernachlässigen. Es stand in der Macht des Königs, den ganzen Staat „plat unter die Subordinacion“ zu bringen.<sup>564</sup> Dies galt jedenfalls für Fragen der Außenpolitik sowie für Krieg und Frieden.

Zwar endete der Einfluß des Königs im Alltag außerhalb der Städte normalerweise auf der Verwaltungsebene des Landrats.<sup>565</sup> Aber mit dieser Regelung für das platte Land war keine reale Machtteilung, kein Machttransfer in der „großen“ Außen- und Innenpolitik verbunden. Vielmehr waren Dienst und Unterordnung gegenüber dem Monarchen für den Adel die Realität. Denn der preußische Adel war als Klasse – von einigen Ausnahmen abgesehen – materiell abhängig vom König. Der Adel in Preußen war, von Ausnahmen abgesehen, finanziell nicht auf Rosen gebettet. Der preußische Adel war als Klasse insgesamt zu arm und damit zu machtlos, um eine politische Mitsprache in der Innen- und Außenpolitik erzwingen zu können. Nur etwa ein Drittel der etwa 20.000 adeligen Familien besaßen überhaupt ein oder mehrere Rittergüter. Die Stellung des mehrheitlich unzureichend begüterten Adels kam dadurch zum Ausdruck, daß er seit der Regierung Friedrich Wilhelms I. überwiegend in der Armee oder in der Verwaltung diente. Der Löwenanteil des preußischen Adels, in der Kurmark sollen es etwa drei Viertel gewesen sein<sup>566</sup>, ging in den Staatsdienst. Der dienende, überwiegend märkische und pommersche Adel, der häufig mehr Unterhaltungsverpflichtungen und Repräsentationsbedürfnisse als irdische Güter hatte, war häufig hoch verschuldet und auf das staatliche Nebeneinkommen angewiesen. Die kleine Spitze der reichsten Edelleute kam auf 10.000 bis 40.000 Taler Jahreseinkommen. Der große Rest hatte nur das Nötigste.<sup>567</sup> Für die alltägliche Versor-

<sup>563</sup> Delbrück (2), S.158; Berney (1), S.253

<sup>564</sup> zit. bei Hartung (1), S.124

<sup>565</sup> Der Landrat war der von den Ständen gewählte Kreisdirektor und Marschkommissar, sobald Teile der Armee seinen Kreis durchquerten. Er sorgte dann für eine gerechte Aufbringung der Abgaben für die Armee und kümmerte sich um die Einquartierung der Soldaten. Im Kreis war er Inhaber der Polizeigewalt. (O. Büsch (2), S.89; Rosenmöller, S.6) Unter der Kreisebene lag die Polizeigewalt und die niedere Gerichtsbarkeit in den Händen der Gutsherrschaft. Das Amt des Landrats ist bereits von Friedrich Wilhelm I. geschaffen worden. Aber erst sein Sohn hat es, abgesehen von Geldern und Ostfriesland, in der gesamten Monarchie installiert. (Hintze, S.345) Das Amt brachte, durchaus zukunftsweisend, auf der untersten Ebene ein Element der Selbstverwaltung in den ansonsten immer stärker zentralisierten Staatsaufbau. Seit 1756 stand es vielen Kreisen sogar frei, ihre Landräte zu wählen.

<sup>566</sup> Schieder (1), S.75

<sup>567</sup> Politisches Testament Friedrichs II. von 1768, Dietrich (2), S.593 – Prinz Heinrich stellte in seinem Mémoire vom 19.11.1753 fest: „La noblesse est si pauvre que, pour faire subsister des familles, il leur faut en user d'une economie qui approche de la crapule ou bien de moyens illicites.“ (zit. bei Herrmann (4), S.261)



gung der Familie genügte die gutsherrliche Naturalwirtschaft, die neben Lebensmitteln auch Lichter, Seife, Leinwand, Wollstoff usw. produzierte.<sup>568</sup> Darüber hinaus war Bargeld knapp. Einmal im Dienst, „gehörte“ der preußische Adelige seinem Monarchen. Das galt vor allem für die Armee. Abschiedsgesuche wurden nicht selten ungnädig abgeschlagen und getadelt, in Kriegszeiten sogar bestraft.<sup>569</sup>

Die Adelligen ohne Landbesitz waren sogar ausschließlich auf eine Stellung im Heer oder in der Verwaltung angewiesen, da andere Tätigkeiten in der Wirtschaft und dem Handel aus Standesgründen nicht in Betracht kamen. Adelige durften nicht einmal eine staatliche Domäne pachten. Mangels anderer standesgemäßer Verdienstmöglichkeiten blieb ihnen also nichts anderes übrig, als „mehr vor die Ehre als um Besoldung“ zu dienen, wie Friedrich Wilhelm I. bereits 1722 gefordert hatte.<sup>570</sup> Denn wenn ein Adelliger ein Bürgerfräulein aus wohlhabender Familie ehelichte, um sich zu sanieren, hatte er sich die Gunst Friedrichs II. für immer verscherzt. Und als Kavalier zu leben und Schulden zu machen war in Preußen verpönt.

Die vollständige Unterwerfung unter den absoluten Monarchen, der im Wortsinne „persönliche Dienst“<sup>571</sup>, den bereits Friedrich Wilhelm I. dem gering oder nicht begüterten Teil der Aristokratie aufgezwungen hatte, war auf Lebenszeit zu leisten. Denn die Offiziere und Beamten waren gezwungen, bis zu ihrem Tod zu arbeiten, weil es keinen Pensionsanspruch gab. Wer nicht mehr voll diensttauglich war, wurde in der Regel durch einen jüngeren Kollegen unterstützt<sup>572</sup> oder auf einen anspruchloseren Posten versetzt. Nur bei schwerer Krankheit wurde auf Antrag eine sehr bescheidene Pension<sup>573</sup> oder eine kleinere Pfründe vergeben.<sup>574</sup> Die Entlassung aus dem Dienst bedeutete also, wenn kein Vermögen vorhanden war, in der Regel einen sozialen Absturz und wurde daher von den betroffenen Familien als Katastrophe empfunden. Dementsprechend groß war die Abhängigkeit des nicht begüterten dienenden Adels vom Herrscher. Zudem war der unbegüterte Adel gezwungen, dem König seine Söhne zur Erziehung in den Kadettenkorps zu überlassen.<sup>575</sup> Eine Universitätsausbildung für seine Söhne konnte sich der Adel aus materiellen Gründen in der Regel nicht leisten.<sup>576</sup> Die Kadetten wurden aber „schlecht gespeiset, gering, beinahe wie Soldaten, gekleidet und nach Verhältnis logiret... Diese Kinder werden im In-

---

<sup>568</sup> Ziekursch, S.9

<sup>569</sup> Schlieffen, S.22

<sup>570</sup> O. Büsch (2), S.100; zit. bei H.-J. Schoeps (1), S.16

<sup>571</sup> so Ritter (1), S.29

<sup>572</sup> Kohnke, S.331

<sup>573</sup> Generale erhielten 1.200 bis 2.000 Taler jährlich, niedere Chargen fünf oder sechs Taler im Monat. (Politisches Testament Friedrichs II. von 1768, Dietrich (2), S.555) – Apel (S.47) gibt 1.000 bis 3.000 Taler für Generäle und 200 bis 500 Taler jährlich für Stabsoffiziere an.

<sup>574</sup> O. Büsch (2), S.131

<sup>575</sup> Dabei spielte auch eine Rolle, daß der König für den Unterhalt der Kadetten sorgte.

<sup>576</sup> Beispiel bei Barsewisch, S.13

nern des Hauses sehr unsauber gehalten, und haben mehr das Ansehen von Soldatenkindern als von Söhnen der Edelleute.“<sup>577</sup> Unter diesen materiellen Bedingungen konnte der Adel als Klasse nur innerhalb seines unmittelbaren Herrschaftsbereichs auf den Rittergütern – immerhin etwa die Hälfte der Gesamtfläche des Staates<sup>578</sup> – ein Machtfaktor sein.

Die wahren Machtverhältnisse in Preußen wurden demonstriert, indem der König nach Belieben die lukrative Ausfuhr von Getreide verbot und damit der grossen Mehrheit der Rittergutseigentümer ihre profitabelste Verdienstmöglichkeit abschnitt.<sup>579</sup> Die Ausfuhr von Wolle war immer verboten. Gleichzeitig drückte die freie Einfuhr ausländischer Wolle die Preise. Aber die Herden durften dennoch nicht abgeschafft werden.<sup>580</sup> Wegen der schlechten Landwege in Preußen war die Ausfuhr von Holz nur für Erzeuger in der Nähe von Wasserstraßen profitabel, da der Landtransport ein Vielfaches im Vergleich mit dem Wasserweg kostete. Nur wenn Adelige Gelegenheit hatten, ein ihrem Stand erlaubtes Gewerbe, z.B. eine Glas- oder Eisenhütte auf dem eigenen Gut zu betreiben, waren sie tatsächlich reich und vom Monarchen unabhängig. Wenn ansonsten auf einem Rittergut eine Manufaktur betrieben wurde, stand fast immer ein geadelter Bürgerlicher dahinter.<sup>581</sup> Anders verhielt es sich in der Regel bei den westlich der Weser beheimateten Adelligen, die Friedrich II. nicht mochte, weil sie unabhängiger von ihm waren. Auch der begüterte Teil des (ost-)preußischen und schlesischen Aristokratie konnte sich eine gewisse persönliche Distanz zum Monarchen materiell leisten und blieb häufig auf seinen Gütern.

Daß der preußische Adel aus dem Heeresdienst, insbesondere dank der Kompaniewirtschaft, insgesamt und regelmäßig „große Vermögen“ gezogen habe<sup>582</sup>, daß die Armee generell „der Bereicherung für die feudalen Offiziere“<sup>583</sup> gedient habe, ist eine Legende. 1740 zählte das preußische Offizierskorps etwa 3.166 Köpfe.<sup>584</sup> 1786 gab es im preußischen Heer ungefähr 122 Generale, 121 Oberste, 81 Oberstleutnants, 410 Majore sowie 1.006 Hauptleute<sup>585</sup> unter insgesamt etwa 5.500 Offizieren.<sup>586</sup> Nur diese höheren Ränge erzielten Einnahmen, die ein standesgemäßes Leben ermöglichten. Ein Regimentschef brachte es nach 1764 auf

---

<sup>577</sup> Bericht eines Zeitgenossen, zit. bei Herrmann (4), S.260 Fn.1

<sup>578</sup> O. Büsch (2), S.66

<sup>579</sup> Die Grundherren hatten ein Vorkaufsrecht bei allen Produkten ihrer Bauern und hätten so zusammen mit ihrer eigenen Produktion größere Mengen anbieten können. Auch der weniger lukrative Export von Wolle war verboten.

<sup>580</sup> Rachel (1), S.254

<sup>581</sup> Krüger, S.59

<sup>582</sup> so z.B. H.-H. Müller (2), S.267; ähnlich Krüger, S.58 u. O. Büsch (1), S.77; (2), S.113

<sup>583</sup> Heuer, S.50, 51

<sup>584</sup> Marwitz (2), S.225; Wandruszka, S.414; O. Büsch (2), S.83

<sup>585</sup> Ciriacy, S.365, 366

<sup>586</sup> O. Büsch (1), S.76 – Ein Hauptmann kam auf 45–48 Taler, ein Oberst auf 414 Taler monatlich. (Marwitz (1), S.415) Ein Generalmajor soll Einkünfte von über 6.000 Talern, ein Generalleutnant mindestens 7.000 Taler gehabt haben. (O. Büsch (2), S.121)

## 4 Friedrich, der Feldherr

### 4.1 Roi-connétable

Nur wenige Monarchen der Neuzeit vor Friedrich dem Großen haben sich der Mühe unterzogen, nicht nur nominell ihre Armeen auszubilden und im Feld zu kommandieren. Franz I. von Frankreich und die Schwedenkönige Gustav Adolf und Karl XII. waren die bekanntesten Ausnahmen von der Regel. Der von Friedrich geschätzte Louis XIV. hat hingegen seine Armee nicht selbst geformt und niemals im Krieg kommandiert. Friedrichs Vater beschränkte sich im wesentlichen auf den Aufbau der Armee. Friedrich war unter den legitimen europäischen Monarchen bereits der letzte *roi-connétable*. Seine singuläre Stellung im Kreis der europäischen Monarchen seiner Zeit schilderte er selbst so: „Wer die Bedürfnisse einer Armee nicht kennt, wer in die vielseitigen Details der Verpflegung nicht eindringt, wer von den Mitteln, die eine Armee beweglich halten, gar nichts weiß, wer die Regeln der Kriegskunst mißachtet, wer weder die Truppen in der Garnison zum Gehorsam zu bringen noch sie in den Feldzügen zu führen weiß, mag er im übrigen ein geistreicher Mann, der beste Verwalter, der durchtriebenste Politiker sein, so wird er doch niemals große Dinge vollbringen, wenn er nicht selbst General ist.“<sup>1437</sup> Besser konnte man es nicht ausdrücken. Da diese Fähigkeiten in der Regel seinen zeitgenössischen Amtskollegen fehlten, hatte Friedrich II. im Krieg kaum zu überschätzende Vorteile auf seiner Seite.

Als Oberbefehlshaber des Heeres in Krieg und Frieden offenbarte Friedrich aber nicht nur seine Stärken, sondern auch Schwächen. Seine eklatanteste war „die große Verachtung, die er für den Feind hat, und sein schon lange...beobachteter Mangel an Bereitschaft, Nachrichten, die ihm nicht in seine Einbildung passen, irgendwelchen Glauben zu schenken.“<sup>1438</sup> Der Feldherr Friedrich war häufig zu optimistisch und richtete seine Pläne, Kalkulationen und Erwartungen an einer Überschätzung der eigenen Möglichkeiten und an einer Unterschätzung der Stärke und Fähigkeiten des Gegners aus. Gegen Ende des Siebenjährigen Kriegs baute er für sich und seine Gesprächspartner wahre Luftschlösser. Er rechnete z.B. mit einem Angriff der Türkei auf Rußland und Österreich. Er „gehörte zu denjenigen, die schon viel, was unmöglich geschienen, möglich gemacht, die darum auch leicht geneigt sind, Unwahrscheinliches zu glauben, wenn es sich mit ihren Plänen reimt.“<sup>1439</sup> Hinzu kam seine Neigung, Generale mit selbständigen Kommandos trotz der unzureichenden Kommunikationsmittel jener Zeit fernsteuern zu wollen<sup>1440</sup>, was wegen der Zeitverzögerungen und unterschiedlichen Erkenntnisstände häufig mehr Schaden als Nutzen stiftete.

<sup>1437</sup> Politisches Testament von 1752, Dietrich (2), S.401

<sup>1438</sup> Der englische Gesandte Mitchell in seinen Memoiren, zit. bei Kunisch (4), S.209.

<sup>1439</sup> Schmitt, S.183

<sup>1440</sup> z.B. den General Finck vor Maxen 1759 und den General Fouqué vor dessen vernichtender Niederlage bei Landeshut 1760

Kennzeichnend für die Persönlichkeit Friedrichs des Großen und seine Selbsteinschätzung als Feldherr war sein Prinzip, vor den Zeitgenossen und der Geschichte Erfolge so weit wie irgend möglich dem eigenen Konto gutzuschreiben, aber seine Unterführer für Fehlschläge verantwortlich zu machen und als Versager hinzustellen, wenn sie seine oft unrealistischen Erwartungen und Pläne nicht erfüllen konnten. Friedrich, der selbst in seinen Kriegen neben vielen gelungenen Operationen mindestens ebenso viele krasse Fehlschläge zu verantworten hatte, ahndete vermeintliche und tatsächliche Fehler seiner Untergebenen unachtsichtig. Hinzu kam sein hauptsächlichlicher Charaktermangel, daß er häufig sogar eigene Fehler und Versäumnisse seinen Untergebenen unterschob, die sich wohl gegenüber einem „angestellten“ Feldherrn hätten wehren können, aber nicht gegenüber dem König, weil es über ihm keine Beschwerdeinstanz gab. Es können aus der großen Zahl solcher Vorfälle hier nur wenige Beispiele angeführt werden:

Als Friedrich sich beim Feldzug in Mähren Richtung Wien von Februar bis Anfang April 1742 erstmals bei der Kalkulation des Nachschubbedarfs und der Widerstandskraft des Gegners völlig verschätzte, machte er allein seinen Feldmarschall Schwerin für den Mangel und das Scheitern des Unternehmens verantwortlich. Der Feldmarschall fiel nun in Ungnade.<sup>1441</sup> Dahinter stand auch die von diesem König für alle Bereiche der Politik propagierte Fiktion, daß er nicht irren und keine Fehler machen könne. Bei diesem ersten Fehlschlag eines Feldzugs Richtung Wien handelte es sich jedoch wie in den meisten folgenden Fällen um Friedrichs eigenes Versagen, das den Schaden herbeiführte. Dies legt schon die Tatsache nahe, daß er in seiner Karriere als Feldherr noch vier Mal ähnliche Züge Richtung Wien unternahm und jedes Mal unter denselben Umständen scheiterte, wobei er jeweils andere Generale zu Sündenböcken machte. Der Tenor der Klagen des Königs war immer derselbe. Nach dem Verlust der kriegswichtigen Festung Schweidnitz schrieb er am 19.11.1757 an seinen Minister Finckenstein: „Me voyant si peu secondé par ceux en qui j’ai mis ma confiance, il faut bien que mes malheurs restent toujours les mêmes, et que je succombe à la fin par le peu d’habileté de mes gens, qui négligent leurs devoirs les plus essentiels.“<sup>1442</sup>

Unverzeihlich waren für diesen schwierigen Charakter auch zu große, jedermann offenbare Verdienste eines Unterfeldherren, die geeignet sein konnten, seinen eigenen Ruhm zu überschatten. Den preußischen Feldmarschall Fürst Leopold I. von Anhalt-Dessau, immerhin seit 1695 aktiv und der erfahrenste Soldat im preußischen Heer, wies der neue König nach der Thronbesteigung zunächst

---

<sup>1441</sup> Berney (1), S.158, 159; Boeck, Bd.1, S.147; Reiners, S.114; Grünhagen (1), Bd.1, S.193; ders. (2), Bd.1, S.136 – Friedrich berichtete 1746: „Schwerin wurde krank, wie es seine Gewohnheit war, und reiste ab.“ (Werke Bd.2, S.187 Fn.1)

<sup>1442</sup> P.C. Bd.16, S.41

barsch zurück, als der ihm seinen Rat anbot.<sup>1443</sup> Im ersten Schlesischen Krieg ließ der junge Herrscher den Erfinder des Gleichschritts im Gefecht<sup>1444</sup> nicht kommandieren, da er den erhofften Ruhm mit niemandem teilen wollte. Vor dem Einmarsch nach Schlesien 1740 schrieb Friedrich nach Dessau, er wolle sich „diese Expedition“ allein reservieren, „auf dass die Welt nicht glaube, der König in Preußen marschiere mit einem Hofmeister zu Felde.“<sup>1445</sup> Erst im Mai 1742 erhielt Leopold ein defensives Kommando in Oberschlesien.<sup>1446</sup>

Fürst Leopold war für Friedrich II. insgeheim ein „oft gehaßter Widersacher, Hof- und Schulmeister seiner Anfänge“<sup>1447</sup>, auch wenn er ihn nach dem entscheidenden Sieg bei Kesseldorf am 15.12.1745, der ihm erneut einen Frieden mit Wien und die Bestätigung seiner Eroberung Schlesiens bescherte, mit entblößtem Haupt umarmte. Zuvor hatte es manch böses Wort gegeben.<sup>1448</sup> Das Arbeitsverhältnis der beiden Feldherren entwickelte sich nicht wesentlich anders als später das zwischen Friedrich II. und seinem Bruder Heinrich. Trotz der großen Verdienste des Fürsten von Anhalt-Dessau ist ihm Friedrich nie anders als rein dienstlich begegnet. Über seinen Tod berichtete der Monarch seinem Vertrauten Fredersdorf: „Der alte Dessauer ist verreckt.“<sup>1449</sup> Auch dem Erbprinzen Leopold Maximilian von Anhalt-Dessau<sup>1450</sup> konnte Friedrich im Grunde nicht verzeihen, daß er einen wesentlichen Beitrag zum Sieg bei Chotusitz am 17.5.1742 geleistet hatte.<sup>1451</sup> Der König von Preußen arbeitete am liebsten mit subalternen Figuren zusammen, die ihm den Erfolg nicht streitig machten und den Mißerfolg ergeben auf die eigene Kappe nahmen.<sup>1452</sup> Nur mit Widerwillen zollte Friedrich Begabungen Tribut, die seinen Ruhm verdunkeln konnten. Diese menschlichen Schwächen waren bedauerlich, aber vielleicht unvermeidbare Begleiterscheinungen einer herausragenden und wohl notwendigerweise egozentrischen Führungs- und Herrscherpersönlichkeit.

---

<sup>1443</sup> Gooch, S.124

<sup>1444</sup> Der Gleichschritt wurde 1730 in der preußischen Infanterie eingeführt. (Ciriacy, S.33; Duffy, S.15)

<sup>1445</sup> Friedrich II. an den Fürsten von Anhalt-Dessau, Berlin, 2.12.1740, P.C. Bd.1, S.117

<sup>1446</sup> Grünhagen (2), Bd.1, S.199

<sup>1447</sup> Berney (1), S.215, 216 – In seinen Denkwürdigkeiten schrieb Friedrich II. im Rückblick auf das Jahr 1740: „Der Fürst von Anhalt war der einzige, der eine Armee zu führen verstand. Er wußte das auch und nutzte seine Überlegenheit aus. Er wollte gesucht sein und mehr gelten als die anderen.“ (Werke Bd.1, S.187) Auch in der „Geschichte meiner Zeit“ äußerte Friedrich II. sich abfällig über den Leopold: „Der Fürst gehörte zu jenem selbstgefälligen Menschenschlag, der die eigne Ansicht stets eigensinnig verfißt, aber voller Widerspruch gegen andre Meinungen ist.“ (Werke Bd.2, S.247 u. ähnlich S.63, 256)

<sup>1448</sup> Zitate bei Schlieffen, S.33

<sup>1449</sup> 8.4.1747, zit. bei Richter, S.118

<sup>1450</sup> (1700–1751) Bereits seit 1711 im Feld, seit 1715 als Oberstleutnant im Nordischen Krieg, 1734/35 als Oberst und Generalleutnant unter dem Prinzen Eugen im Polnischen Erbfolgekrieg aktiv. In den ersten beiden Kriegen um Schlesien, seit 1742 als preußischer Feldmarschall. 1747 nach dem Tod seines Bruders Leopold I. regierender Fürst von Anhalt-Dessau.

<sup>1451</sup> Berney (1), S.162

<sup>1452</sup> Schon der Kronprinz hatte, wie ein Beobachter 1731 bemerkte, „Ratschläge nicht geliebt; er gefällt sich nur im Umgang mit solchen, die geistig unter ihm stehen.“ (Schulenburg an Grumbkow, Landsberg, 19.10.1731, zit. bei Volz (20), Bd.1, S.48)

### 4.1.1 Im ersten Schlesischen Krieg

Friedrich II. war nicht nur Praktiker im Kriegswesen, sondern daneben durch ein militärhistorisches Selbststudium theoretisch vorgebildet. Er war auch hier im wesentlichen lesender Autodidakt<sup>1453</sup>, allerdings nicht in dem Maß, wie bei seinen philosophischen und geisteswissenschaftlichen Interessen. Er kannte die Leistungen Alexanders des Großen und einzelner altrömischer Kaiser als Feldherren sowie berühmter „angestellter“ Armeeführer wie Condé, Turenne, Marlborough<sup>1454</sup> und Prinz Eugen von Savoyen. Im Unterschied zu allen genannten hat er jedoch das Kriegshandwerk – abgesehen vom Garnisonsdienst und Revuen – niemals auf konventionelle Weise „von der Pike auf“ und in der Praxis gründlich erlernt. Das hing auch damit zusammen, daß sein Vater keine Kriege auf eigene Rechnung führte und seine dem Kaiser gestellten Hilfstruppen nicht selbst kommandierte. Zwar hat sich Friedrich als Kronprinz vom 7. Juli bis Ende September 1734 während des Polnischen Erbfolgekriegs in der Pfalz und am Oberrhein bei jenen preußischen Regimentern aufgehalten, die zur Unterstützung des Kaisers gegen die Franzosen kämpften.<sup>1455</sup> Hier lernte er den Prinzen Eugen von Savoyen als Oberbefehlshaber kennen und schätzen. Er erlebte auch kleinere Gefechte. Aber eine systematische Ausbildung und nennenswerte Kriegserfahrung waren damit nicht verbunden gewesen.<sup>1456</sup> Der Kronprinz hat dabei allenfalls am Beispiel der im Abstieg befindlichen österreichischen Militärmacht beobachtet, welche Fehler man zu vermeiden hatte, wenn man im Krieg Erfolg haben wollte.<sup>1457</sup> Eine klassische kriegswissenschaftliche Ausbildung scheiterte an Friedrichs lebenslanger Abneigung gegen die Lehrfächer Geometrie, Physik und Mathematik.<sup>1458</sup> Vorhanden waren jedoch jene Begabungen, die man nicht lernen kann: Der Sinn für das Erfassen militärischer Zusammenhänge, Mut und Entschlossenheit, Risikobereitschaft, ein sicheres Auge für die Beschaffenheit des Terrains und die Fähigkeit, Menschen zu führen.

Beim Überfall auf Schlesien 1740 verfügte Friedrich II. also noch nicht über die für einen Feldherrn erforderlichen Kenntnisse und Erfahrungen. Wenn er nicht König gewesen wäre, hätte er keine Feldherrnkariere machen können. Kein europäischer Monarch hätte ihm eine Armee anvertraut. Friedrich war jedoch vom ersten Tag seiner praktischen Feldherrnkariere an entschlossen, alle Aktionen

---

<sup>1453</sup> Er ließ u.a. militärtheoretische Klassiker und Berichte über den Polnischen Erbfolgekrieg. (Petter, S.253)

<sup>1454</sup> John Churchill (1650–1722), engl. Feldherr im Spanischen Erbfolgekrieg gegen Frankreich.

<sup>1455</sup> Preußen stellte dem Kaiser ein Kontingent von 10.000 Mann auf der Grundlage des preußisch-österreichischen Allianzvertrags von 1728.

<sup>1456</sup> ähnlich Volz (13), S.385

<sup>1457</sup> Berney (1), S.49, 50; Koser (9), S.117

<sup>1458</sup> Duffy, S.29; Garve (1), T.2, S.236; Koser (9), S.154 – Friedrichs Vorleser Lucchesini notierte in seinem Tagebuch unter dem 20.6.1780: „Das Gespräch kam auf Physik; er versteht nichts davon und würdigt darum auch die Bemühungen anderer nicht.“ (zit. bei Oppeln-Bronikowski (1), S.222)

seiner Armee selbst zu lenken. Ohne Erprobung in der Praxis war der Hohenzoller überzeugt, wie seine großen Vorbilder über jene „innere Stärke“ und „erlesene Urteilskraft“ zu verfügen, die „immer mit Sicherheit den günstigsten Ausweg finden“ läßt.<sup>1459</sup> Tatsächlich war es aber so, daß ihm zu Beginn seiner Feldherrnkariere jeder seiner kriegserfahrenen Unterführer in der Summe ihrer Fähigkeiten und Erfahrungen überlegen war. Friedrichs Kriegführung war – wenigstens zu Beginn seiner Karriere – mehr von der Ruhmsucht und den machtpolitischen Absichten als von durchweg überlegenem militärischem Können geprägt. Dennoch wollte der Monarch im Kriegsrat das letzte Wort haben.

Friedrichs Karriere als Feldherr begann 1740 mit einem flagranten Verstoß gegen die anerkannten Regeln der Kriegskunst seiner Zeit: Er wagte einen Feldzug im Winter. Im 18. Jahrhundert führte man im Winter – genauer von Ende November bis April – in der Regel keinen Krieg<sup>1460</sup>, da weder die Ausrüstung und Bekleidung der Menschen noch die einfache Technik des Kriegsgeräts hierfür geeignet waren. Auch die kriegsmäßige Versorgung von Mensch und Tier war in der kalten Jahreszeit normalerweise nicht zu bewerkstelligen. Diese Regeln waren von den Zeitumständen bestimmt, also z.B. von den heute unvorstellbar schlechten Verkehrswegen, die bei schlechtem Wetter kaum zu befahren waren, schon gar nicht vom Troß einer Armee. Während alle Welt unter diesen Umständen militärische Operationen im Winter für zu riskant und untunlich hielt, nutzte der neue König von Preußen 1740 diese singuläre Chance zur Irreführung der öffentlichen Meinung in Europa und zur Täuschung der Wiener Hofburg.

Friedrich II. konnte als einziger Monarch auf dem Kontinent diesen Überraschungscoup im Winter riskieren, weil er von seinem Vater Vorräte zur Versorgung der Armee und Bargeld zum Kauf von Nachschub geerbt hatte. Die Preußen waren deshalb in für damalige Zeiten Staunen erregendem Tempo mobilisiert und auf längere Zeit für einen Feldzug gerüstet. Wegen der vergleichsweise kurzen Vorbereitungszeit konnte das Geheimnis des geplanten Überfalls auf Schlesien bis zum letzten Augenblick vor dem Einmarsch bewahrt werden. Am 16.12.1740 rückte der König von Preußen ohne Kriegserklärung mit 27.000 Soldaten in Niederschlesien ein. Der Coup vollzog sich in für jene Zeit großer Geschwindigkeit. Dazu trug bei, daß die Preußen in der Gewißheit geringer Ge-

---

<sup>1459</sup> Friedrich II. an Voltaire, 9.9.1739, zit. bei Berney (1), S.127 – Zwar wollte Friedrich auf wenigstens einen kriegserfahrenen Feldmarschall, den von ihm selbst beförderten 54jährigen Grafen Schwerin, doch nicht verzichten. Der König bildete sich aber ein, diesem Offizier, der bereits im Spanischen Erbfolgekrieg und im Nordischen Krieg gekämpft und Erfahrungen in niederländischem, schwedischem und mecklenburgischem Dienst gesammelt hatte (Berney S.129), Kraft seiner außergewöhnlichen Anlagen und Kenntnisse auf dem Schlachtfeld überlegen zu sein. Er hielt sich für berufen, seine Ansichten ohne weiteres gegen den wesentlich erfahreneren Schwerin durchzusetzen. (Volz (3), S.44)

<sup>1460</sup> Die Zeitgenossen konnten sich auch noch gegen Ende des Siebenjährigen Kriegs auf diese Regel so weit verlassen, daß trotz der großen Kriegsschäden auch im preußischen Lager zu Beginn der Jahre 1761 und 1762 in Leipzig bzw. Breslau mit größtmöglichem Aufwand wie im Frieden der Karneval gefeiert wurde. (Friedrich II. an den Marquis d'Argens, Breslau, 9.1.1762, zit. bei Schumann, S.316)

genwehr die Zelte und die schwere Feldequipage zu Hause gelassen hatten.<sup>1461</sup> Die Okkupation erster Teile von Schlesien war relativ unproblematisch, da in dieser Provinz seit Jahrzehnten nicht mehr gekämpft worden war und die österreichischen Armeen bis auf wenige tausend Mann andernorts gebunden waren.

Wien und Europa wurden von Friedrichs Coup überrumpelt. Am 17.12.1740 ließ er in Wien ein Ultimatum vortragen und als Gegenleistung für ein Bündnis mit dem bedrängten Erzhaus die Abtretung ganz Schlesiens, d.h. Ober- und Niederschlesiens sowie der Grafschaft Glatz, fordern.<sup>1462</sup> Wien erwartete nach dem Tod Karls VI. an manchen Grenzen der Monarchie einen Angriff irgendeines Erbschleichers. Doch am wenigsten erwartete man einen Angriff des bis dahin stets handzahmen Reichsmitglieds Brandenburg. Die Stellung, die man den Hohenzollern in der Hofburg zumaß, war 1733 sichtbar geworden. Damals hatte Kaiser Karl VI. aus kurzfristigen außenpolitischen Erwägungen heraus von Friedrich Wilhelm I. verlangt, am Tag der Hochzeit im Angesicht der versammelten Hochzeitsgesellschaft die Verlobung seines Sohnes Friedrich mit Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern zu lösen und statt dessen eine englische Prinzessin zu wählen.<sup>1463</sup>

Abgesehen vom Erzherzogtum Österreich und dem Königreich Ungarn war aus Sicht der Hofburg zuallerletzt im seit 1526 von Wien aus regierten Schlesien mit der Anfechtung des Erbrechts Maria Theresias zu rechnen. Man wählte Schlesien zudem im kostenlosen Schutz der kalten Jahreszeit. Aus diesen Gründen war diese Provinz im Dezember 1740 nicht einmal notdürftig zur Abwehr gerüstet. Die fünf Festungen Glogau, Breslau, Brieg, Neisse und Glatz waren wegen Geldmangel und dem allgemeinen Schlendrian an der Spitze der seit einiger Zeit im Sinkflug befindlichen Großmacht nicht gut instand gehalten. Wien konnte in Schlesien bis zum Ende des Jahres 1740 einem Angreifer nur etwa 7.500 Soldaten entgegenstellen. Preußen setzte deshalb für die erste Kampagne auch nur 27.000 Mann, also etwa ein Viertel seiner Armee, zur Eroberung dieser Provinz ein. Die Armee der Habsburger war zudem noch weit von jener Schlagkraft entfernt, die sie nach einigen Reformen erst während des Siebenjährigen Kriegs auszeichnen sollte.<sup>1464</sup>

Widerstand der Bevölkerung gegen die Borussen, der im katholischen Böhmen und Mähren zu überwinden gewesen wäre, gab es in Schlesien nicht. Niederschlesien war durchweg, das Herzogtum insgesamt immerhin mehrheitlich protestantisch. Die Anhänglichkeit an das Kaiserhaus hielt sich zumindest in Niederschlesien in Grenzen. Die Bevölkerung beobachtete den preußischen Vormarsch mit Gleichgültigkeit, aber auch ohne jeden Enthusiasmus gegenüber den

---

<sup>1461</sup> Görisch, S.68, 69; Duffy, S.45; Jany (2), Bd.2, S.15

<sup>1462</sup> Grünhagen (1), Bd.1, S.85; Vocke, S.75

<sup>1463</sup> Koser (15), S.XX

<sup>1464</sup> Boeck, Bd.1, S.22, 23; Temperley, S.25



neuen Herren, die hier Fremde waren. Es gab weder historische noch landsmannschaftliche Verbindungen zwischen Schlesien und Preußen. Die Erbfolge Maria Theresias wurde nirgendwo in Schlesien angefochten.<sup>1465</sup> Die Handelsbeziehungen mit Preußen waren nur schwach entwickelt, und was man über das spartanische Regime des Soldatenkönigs erfahren hatte, ließ bei den lebenslustigen, antimilitaristischen Schlesiern nicht den Wunsch aufkommen, von Berlin und Potsdam aus regiert zu werden. Es gab keine „preußische Partei“. Niemand sehnte sich nach dem borussischen Regiment.

Am 1.1.1741 erreichten preußische Truppen die schlesische Hauptstadt Breslau. Der Kommandant der Stadtmiliz kapitulierte bereits zwei Tage später.<sup>1466</sup> Bezeichnend für das milde Regime der Habsburger in Schlesien war, daß es keine österreichischen Truppen in der Kapitale gab und die Stadt sich sogar mit Erfolg geweigert hatte, solche angesichts der heranrückenden Preußen hereinzulassen.<sup>1467</sup> Bereits Ende Januar 1741 war die Besetzung Niederschlesiens mit Ausnahme der Festungen Brieg, Glogau und Liegnitz vollbracht. Hingegen hielt sich die den Habsburgern treu gebliebene Stadt und Festung Neisse. Ihr Widerstand verhinderte zunächst die Eroberung von ganz Oberschlesien und der Grafschaft Glatz. Am 9.3.1741 fiel die Festung Glogau in preußische Hände.<sup>1468</sup> Da der Vormarsch in Schlesien angesichts des geringen Widerstands der Österreicher planmäßig vorankam, gab es zunächst keine Konflikte an der Spitze der preußischen Armee. Bei kleineren Meinungsverschiedenheiten setzte sich fast immer die größere Erfahrung des Feldmarschalls Schwerin durch.<sup>1469</sup>

#### 4.1.1.1 Mollwitz und die diplomatischen Folgen

Im März 1741 schien es so, als sollte ein Bündnis Österreichs mit England, Rußland, Sachsen, Polen, Dänemark und den Vereinigten Niederlanden zustande kommen, um Preußen für den Gewaltakt zu bestrafen und zu verkleinern.<sup>1470</sup> Deshalb war Friedrichs erste Schlacht beim schlesischen Mollwitz am 10.4.1741 so bedeutungsvoll für den Ausgang des ganzen Unternehmens. Hier, in Sichtweite der Festung Brieg an der Oder, hatte er seine erste Bewährungsprobe als Feldherr zu bestehen. Der Hohenzollernstaat bot für die zweite Kampagne im Jahr 1741 schon fast seine gesamten, vermehrten Streitkräfte auf, nämlich etwa 117.000 Mann.<sup>1471</sup> Bei Mollwitz waren die Preußen der österreichischen Armee

<sup>1465</sup> Grünhagen (1), Bd.1, S.116, 117, 142, 220; ders. (2), Bd.1, S.4, 36, 40, 409; ders. (2), Bd.2, S.326

<sup>1466</sup> Friedrich II. an Podewils, Breslau, 2.1.1741, P.C. Bd.1, S.169; Fellmann, S.211; Duffy, S.46

<sup>1467</sup> Grünhagen (2), Bd.1, S.52, 53

<sup>1468</sup> Groehler (1) S.26, 28; Boeck, Bd.1, S.34, 54

<sup>1469</sup> Beispiele bei Boeck, Bd.1, S.54, 58; Grünhagen (1), Bd.1, S.171, 172

<sup>1470</sup> Friedrich II. an Minister Podewils, Schweidnitz, 17.3.1741, P.C. Bd.21, S.208; Grünhagen (1), Bd.1, S.306 ff.

<sup>1471</sup> Boeck, Bd.1, S.55; Treue (2), S.100

unter Feldmarschall Neipperg<sup>1472</sup>, die von Mähren aus herangeführt worden war, zahlenmäßig deutlich überlegen. Sie führten 23.400 Mann und 53 Kanonen ins Treffen, während die Österreicher lediglich über 16.000 Soldaten und 19 Kanonen verfügten.<sup>1473</sup>

Friedrich übernahm den Oberbefehl und scheiterte prompt, weil er vorwiegend über angelesenes Wissen verfügte. Er hatte keine nennenswerte Kriegserfahrung und ließ seine Truppen wie auf einem Revueplatz vorrücken. In der Rückschau erinnerte sich der König, „daß zu der Zeit wir doch alle, ja auch unsere alten Generals, wenig vom Kriege und von Bataillen wußten, die damahls gemachten fehlers würde man itzo kaum einem jungen Officier vergeben.“<sup>1474</sup> Als Neipperg der Sieg zuzufallen schien, weil die preußische Kavallerie der österreichischen deutlich unterlegen war, verließ der König auf Anraten seiner Generale das Schlachtfeld.<sup>1475</sup> Feldmarschall Schwerin bog in seiner Abwesenheit die angebahnte Niederlage noch in einen Sieg um, der allerdings etwas mehr preußische als österreichische Opfer forderte.<sup>1476</sup> Die unter Friedrich Wilhelm I. vom „Alten Dessauer“ gedrillte Infanterie gab den Ausschlag zugunsten Borussias. Die Infanterie der Österreicher, die wegen Geldmangel nur wenige Schießübungen mit ihren minderwertigen Gewehren absolviert hatte, wurde nicht nur von der überlegenen Ladegeschwindigkeit des Gegners überrascht.<sup>1477</sup> Ein Augenzeugen in ihren Reihen berichtete über die preußischen Linien: „Diese ganze große Front schien wie von einer einzigen Triebkraft bewegt; sie rückte Schritt für Schritt mit überraschender Gleichförmigkeit vor. Ihre Artillerie arbeitete gleichzeitig und ohne Unterbrechung mit Vollkugeln und Kartätschen, und sobald sie in richtiger Schußweite waren, verstummte ihr Gewehrfeuer keinen Augenblick und glich dem unaufhörlichen Rollen des Donners. Sobald sie in unserem Gesichtskreis Bewegungen machten, führten sie diese mit solcher Schnelligkeit und Genauigkeit aus, daß es eine Freude zu sehen war; sobald ein Mann fiel, trat ein anderer an dessen Stelle...“<sup>1478</sup>

---

<sup>1472</sup> Wilhelm Reinhard Graf Neipperg (1684–1774) war unter Kaiser Karl VI. wegen des verlorenen Kriegs gegen die Türken in Ungnade gewesen und erst nach dem Regierungsantritt Maria Theresias auf Fürsprache ihres Ehemanns Franz Stephan aus der Haft auf der Festung Glatz entlassen worden. (Grünhagen (1), Bd.1, S.175; ders. (2), Bd.1, S.118, 119)

<sup>1473</sup> Groehler (1), S.30

<sup>1474</sup> Bericht des späteren Feldmarschalls Wichard Joachim Heinrich v. Möllendorff (1721–1816), der während d. Schlacht b. Mollwitz als Page beim König war, a. d. Jahr 1789. (zit. bei Koser (11), S.489)

<sup>1475</sup> Volz (3), S.45; Allmayer-Beck, S.36; Grünhagen (1), Bd.1, S.187 – Apologeten Friedrichs des Großen haben in ihren populären Darstellungen die für den König wenig schmeichelhaften Umstände seines ersten Sieges bei Mollwitz im Jahr 1741 verschwiegen. (z.B. Koser (2), S.10)

<sup>1476</sup> 4.600 von insgesamt 9.000 Toten und Verwundeten auf beiden Seiten. (Berney (1), S.133, 134) – Duffy, S.56: 4.850/4.550.

<sup>1477</sup> Reiners, S.114; Groehler (1), S.32; Allmayer-Beck, S.37

<sup>1478</sup> zit. bei Allmayer-Beck, S.37, 38 – Die preußischen Linien hatten eine Tiefe von drei hintereinander aufgestellten Reihen Soldaten. (Kunisch (4), S.200; Opitz, S.672) – Die Lineartaktik, die eine Steigerung der Feuerkraft durch gleichzeitiges Schießen möglichst vieler Soldaten zum Ziel hatte, wurde in den Kriegen gegen das revolutionäre Frankreich seit 1792 – zunächst von den französischen Heerführern – durch den Aufmarsch der Soldaten in Kolonnen abgelöst, wenn es überhaupt eine

## 5 Friedrich, der Ökonom

Der Soldatenkönig hatte während seiner Regierung in den Jahren 1713 bis 1740 die Staatseinnahmen von etwa vier auf fast 7.5 Millionen Taler jährlich gesteigert.<sup>2407</sup> Die Hauptaufgabe der Innenpolitik war nach 1740, die volkswirtschaftliche Basis für den Unterhalt der bereits weit über das für eine Mittelmacht passende Normalmaß hinaus expandierten Armee mit 83.000 bis 84.000 Soldaten zu schaffen und auszubauen. Der Militärhaushalt verschlang beim Tod Friedrich Wilhelms I. bereits nominell zwei Drittel der Staatseinnahmen. Unter Friedrich II. wuchs dieser Anteil noch weiter<sup>2408</sup> in Richtung auf drei Viertel.<sup>2409</sup> Er ist noch höher anzusetzen, wenn man die außerordentlichen Kosten der Kriege hinzurechnet. Aber auch die regulären Kosten des Heeres sind bei einer volkswirtschaftlichen Gesamtberechnung noch wesentlich höher anzusetzen als der offizielle etatmäßige Anteil an den Staatsausgaben. Denn nur dank des preussischen Kantonsystems mit der partiellen Wehrpflicht für Inländer konnte dieser vergleichsweise arme Agrarstaat eine so große Armee finanzieren. Dank des Kantonsystems wurde nur das Offizierskorps so besoldet, daß es – wenigstens theoretisch – von den Einnahmen einigermaßen standesgemäß leben konnte. Die gemeinen Soldaten versorgten sich überwiegend selbst. Der – nicht bezifferbare – Ausfall ihrer Arbeitskraft während der zwei bis drei Monate Dienst pro Jahr muß bei einer volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung zum regulären Militäretat addiert werden. Für die Einquartierungen der Infanterie und der Kavallerie in den Städten<sup>2410</sup> – in Berlin waren 1786 30.000 Soldaten garnisoniert<sup>2411</sup> – wurden zusätzlich Sondersteuern von den Bürgern erhoben.

Friedrich der Große wurde auch im Frieden vom Krieg verfolgt, den er 1740 so wohlgenut, rücksichtslos und ruhmstüchtig vom Zaun gebrochen hatte. Daß seine Armee immer weiter wachsen mußte, stand für ihn außer Frage. Alles glaubte er den Ansprüchen des Mars unterordnen zu müssen, seitdem er einen Teufelspakt mit dem Kriegsglück geschlossen und Erfolg gehabt hatte. Er war sich der Tatsache bewußt, daß man ihm an der Donau bis zu seinem Tod keinen Pardon für den Verlust Schlesiens geben würde. Der Ausgang des großen Ringens hatte auch zu oft auf des Messers Schneide gestanden, um jeden Gedanken an eine Revanche in Wien für immer zu begraben. Der Gedanke an die Rückeroberung Schlesiens hat Maria Theresia und auch ihre Nachfolger bis in das 19. Jahrhundert hinein nicht ruhen lassen.<sup>2412</sup> Noch lange nach Friedrichs Tod wurden in der

---

<sup>2407</sup> Vehse (1), S.178

<sup>2408</sup> Ciriacy, S.369, schätzt den Militäretat unter Friedrich dem Großen auf etwa 13 Millionen bei Staatseinnahmen von maximal 20 Millionen.

<sup>2409</sup> Mittenzwei (6), S.106, 107

<sup>2410</sup> Politisches Testament Friedrichs II. von 1752, Dietrich (2), S.439

<sup>2411</sup> Rachel (2), S.7

<sup>2412</sup> Fournier, S.40

Wiener Hofburg mehr oder weniger konkrete Pläne zur Wiedereroberung dieser Provinz geschmiedet.

Mit den Staatseinnahmen aus der Zeit vor 1756 war die Verteidigung oder gar der Ausbau der mit dem Frieden von 1763 gefestigten Stellung nicht zu schaffen. Entgegen der Legende ging es Friedrich dem Großen angesichts der fortbestehenden Bedrohung der Existenz Preußens als große Mittelmacht bei seinen wirtschafts- und finanzpolitischen Initiativen nach dem Hubertusburger Frieden in erster Linie um eine Erhöhung der Staatseinnahmen, d.h. unweigerlich um eine Mehrbelastung seiner Untertanen.<sup>2413</sup> Denn am Geld haperte es, wenn die Armee nach dem Siebenjährigen Krieg nicht nur in alter Stärke wiederhergestellt, sondern darüber hinaus vergrößert werden sollte. Zwar wurden die nominalen Steuer- und Abgabensätze nicht zu Lasten der Untertanen erhöht. Aber durch eine konsequentere Bekämpfung der Hinterziehung, eine Ankurbelung der gewerblichen Produktion und die Einführung von Monopolen sollten die Staatseinnahmen doch erhöht werden. Friedrich selbst gab dies in seinem politischen Testament von 1768 zu.<sup>2414</sup> Der König bevorzugte eine Wirtschafts- und Finanzverfassung, die dem Staat den Löwenanteil des Sozialprodukts auf Kosten der Untertanen überließ. England und Frankreich mit ihren reichen Bürgern und Adeligen waren aus seiner Sicht hingegen wegen hoher Staatsverschuldung zum Untergang verurteilt.<sup>2415</sup> Welche im Vergleich zu Preußen ungeheuren Potentiale in diesen relativ freien Volkswirtschaften trotz der hohen Staatsverschuldung schlummerten, hat der ökonomische Laie Friedrich nicht einmal geahnt.

Preußen konnte aber in dem permanenten Modernisierungswettlauf zwischen den europäischen Armeen nur dann die unter Friedrich Wilhelm I. bis 1740 erungene Spitzenposition bei der Kampfkraft behaupten, wenn eine erfolgreiche Wirtschafts- und Finanzpolitik den wachsenden Bedürfnissen des Heeres entsprechend das materielle Fundament der Machtpolitik lieferte. Das setzte voraus, daß die Wirtschafts- und Finanzpolitik nicht nur als notwendige Funktionen zur Erreichung höherer Ziele wie dem Ausbau der Armee und des Kriegsschatzes betrachtet, sondern ihren originären Bedürfnissen gemäß auf der Höhe der Zeiterkenntnisse geleitet wurde. Weil dem Generalissimus Friedrich im ökonomischen Dienst am Krieg schwere Fehler unterliefen, ist sein Preußen aber an einem einzigen Tag im Jahr 1806 wegen der materiellen und moralischen Schwäche seiner Armee auf dem Schlachtfeld so vernichtend geschlagen worden, daß ein vollständiger Neuaufbau des Staates notwendig wurde mit Hilfe von Prinzipien, die Friedrich zeitlebens bekämpft hat. Erst Historiker haben daraus eine Erfolgsgeschichte gebastelt und behauptet, Friedrichs spezifischer,

---

<sup>2413</sup> ebenso Riedel, S.96; anders z.B. Hintze (1), S.41 u. Hubatsch (2), S.143

<sup>2414</sup> Friedrich II. erklärte in seinem politischen Testament von 1768, er habe die Régie errichtet, da die Akziseeinnahmen während des Siebenjährigen Kriegs stark gefallen seien. Bei guter Verwaltung könne „der Ertrag noch von Jahr zu Jahr gesteigert werden.“ (Dietrich (2), S.475)

<sup>2415</sup> z.B. Friedrich II. an seinen Gesandten Maltzan in London, Potsdam, 7.10.1776, P.C. Bd.38, S.362

kriegsmäßig verschärfter Merkantilismus habe floriert und die von ihm gesteckten Ziele erreicht.<sup>2416</sup>

## 5.1 Objektive Grundlagen seiner Wirtschaftspolitik

Brandenburg-Preußen war 1648 als ein weitgehend verwüstetes, ökonomisch rückständiges und in jeder Hinsicht armes Land aus dem Dreißigjährigen Krieg herausgekommen. Es lebte im wesentlichen von der Landwirtschaft. Bodenschätze gab es kaum. Erst mit der Ansiedlung französischer Hugenotten nach 1685 begann der Aufbau einer nennenswerten gewerblichen Wirtschaft in Preußen. Friedrich Wilhelm I. setzte in der Wirtschaftspolitik jene Erkenntnisse seiner Zeit um, die aus dem Frankreich Louis' XIV. stammten und unter dem Stichwort „Merkantilismus“ zusammengefaßt werden: Rückführung des mittelalterlichen Zunftwesens, Aufbau und Förderung von Manufakturen sowie einer Rohstoffproduktion durch Subventionen und Staatskäufe, Abwehr des Imports von Fertigwaren, Erleichterung der Einfuhr von Rohstoffen, begrenzte Handels erleichterungen durch Exportsubventionen bei gleichzeitigen Ein- und Ausfuhrverboten bzw. hohen Zollschraken, Ausbau der Verkehrsinfrastruktur, Erleichterung des inneren Warenverkehrs, Urbarmachung von Sumpf- und Brachland, Ansetzung ausländischer Handwerker und Siedler, staatliche Produktions- und Gewerbeaufsicht usw. Alles diente dem wesentlichen Ziel, den Abfluß von Gold und Silber ins Ausland zur Bezahlung von Importen zu vermeiden, das Geld im Lande zu behalten und seine Zirkulation zu beschleunigen. Man wollte möglichst viele Produkte gegen Edelmetall im Ausland absetzen und möglichst wenige Importe zulassen. Zu diesem Zweck erließen die Regierungen Verbote, erhoben Zölle und führten notfalls auch Krieg. Es herrschte die Überzeugung, daß die Summe des Sozialprodukts aller Volkswirtschaften immer konstant bleibe und das eigene Wirtschafts- und Wohlstandswachstum stets auf Kosten eines Konkurrenten gehen müsse. „Allgemein galt der Satz, daß der Gewinn des einen notwendig der Schaden des anderen sei.“<sup>2417</sup> Im 19. und 20. Jahrhundert bezeichnete man eine gleichartige Politik als Protektionismus.

„Der Merkantilismus war...eine geschichtlich notwendige Erscheinung überall, wo aus dem Vielerlei von städtischen und landschaftlichen Körperschaften staatliche Machtgebilde entstehen sollten; er war selbst Staatsbildung und zugleich Volkswirtschaftsbildung. Die Zusammenfassung der verschiedenen sich hemmenden und bekämpfenden Wirtschaftsinteressen von Grundherren, Kaufleuten, Zünften und Städten und ihre Einordnung in ein höheres Ganzes, eben die Bildung von Volkswirtschaften, war gar nicht anders möglich als durch eine sehr energisch eingreifende, bevormundende, antreibende und abwehrende Staatspolitik, wie es die merkantilistische in allen aufstrebenden Staaten war, nicht bloß in absolutistischen, sondern auch in den freien Niederlanden und dem England

---

<sup>2416</sup> so z.B. Diwald, S.97

<sup>2417</sup> Haussherr (1), S.236

Cromwells und der Parlamentsherrschaft.“<sup>2418</sup> Diese Erkenntnis ist allerdings mit zwei Einschränkungen zu versehen: Der Erfolg einer merkantilistischen Wirtschaftspolitik hing ab von einer „guten Leitung“.<sup>2419</sup> Und für alle Zeit konnte der Merkantilismus nicht als die optimale Lösung gelten. Bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts setzten sich in den führenden Wirtschaftsnationen Westeuropas bessere Lösungen durch.

Preußen betrieb unter Friedrich Wilhelm I. eine merkantilistische Politik, ohne die Dinge auf die Spitze zu treiben. Immerhin gab es seit 1728 einen Handelsvertrag und seit 1730 ein Zollabkommen mit Sachsen. Friedrich Wilhelm I. beschränkte den freien Warenverkehr so weit, wie es ihm zur Abwehr ausländischer Importe notwendig zu sein schien. Der unterentwickelte innerpreußische Handel verdiente sein Geld im wesentlichen mit englischen, französischen und anderen ausländischen Manufakturwaren.<sup>2420</sup> Die preußische Handelsbilanz, nach der Lehre des Merkantilismus der hauptsächlichliche Indikator für den Wohlstand eines Staates, war negativ. Mit Ausnahme der Uniformen mußte sogar der Heeresbedarf zum großen Teil importiert werden. Schießpulver, Bronzegeschütze und Gewehre bezog man aus den Niederlanden, eiserne Kanonen aus Schweden, Pistolen, Säbel und Bajonette aus Kleinstaaten des Deutschen Reichs. Neben qualifizierten Gewerbebetrieben fehlte es auch an den Rohstoffen wie Eisen, Kupfer, Zinn, Blei, Salpeter und Schwefel.<sup>2421</sup>

Friedrich Wilhelm I. war angesichts der Armut seiner Lande gegenüber anderen Staaten im Nachteil. Aber wegen seines beispiellos zupackenden Regierungsstils war er verhältnismäßig erfolgreich. Um 1717 galt Preußen als Beispiel für eine relativ erfolgreiche, zeitgemäße, gemäßigte merkantilistische Wirtschaftspolitik.<sup>2422</sup> Allerdings war der Hohenzollernstaat trotz der Aufbauleistung des Soldatenkönigs mit seiner Wirtschaftspolitik auch noch 1740 – nimmt man Frankreich, England oder die Niederlande zum Maßstab – ein vergleichsweise armes Land mit einer unterentwickelten Volkswirtschaft, die im wesentlichen von der Landwirtschaft geprägt war. Abgesehen vom Wolltuch und einigen Bodenerzeugnissen wie Getreide und Holz hatte man dem europäischen Markt nicht viel zu bieten.

Friedrich II. war spätestens nach der Thronbesteigung 1740 bereit, die Aufbauleistung seines Vaters anzuerkennen. Nachdem sein militärischer und außenpolitischer Ehrgeiz mit der Eroberung Schlesiens zunächst befriedigt war, wollte er auch im Finanzwesen, in Wirtschaft und Handel seinem Ideal eines „vollkommenen Königtums“ und damit einer Leitidee der frühen Aufklärung entsprechen

---

<sup>2418</sup> Rachel (1), S.222

<sup>2419</sup> Mottek, S.227

<sup>2420</sup> J.G. Droysen (4), Bd.2, S.320; M. Herzfeld, S.60

<sup>2421</sup> Schmidtchen, S.125; Rehfeld, S.4, 5

<sup>2422</sup> sinngemäßes Zitat bei Schmoller (6), S.8

und die Macht seiner Monarchie auch mit friedlichen Mitteln vergrößern.<sup>2423</sup> „Meine Friedentätigkeit muß dem Staate ebenso nützlich werden wie es meine Sorge für den Krieg gewesen ist“, schrieb der junge König bereits am 18.7.1742 an Algarotti.<sup>2424</sup>

„Die preußische Wirtschaft unabhängig zu machen vom holländischen Geldmarkt, von englischen und französischen Waren, die Bedürfnisse der preußischen Bevölkerung, vor allem aber des preußischen Heeres aus eigener Produktion decken zu können, im Kriegsfall unabhängig zu sein von der Zufuhr fremder Lebensmittel, Industrieprodukte und Devisen, einen so großen Vorrat an Bargeld im Lande zu behalten, daß man unbedenklich viele Millionen harter Taler als Kriegsschatz aufstapeln konnte – das war das eigentliche oberste Ziel aller friderizianischen Wirtschaftspolitik.“<sup>2425</sup> Friedrich versuchte, eine eigene Produktion mit wettbewerbsfähigen Erzeugnissen auf die Beine zu stellen. Dabei war nach der merkantilistischen Lehre nahezu jedes Mittel recht, wenn ausländische Waren vom eigenen Land ferngehalten werden konnten. Die Doktrin gipfelte in Leitsätzen von der Art, wie sie noch 1753 ein zeitgenössischer Volkswirtschaftler aus der merkantilistischen Schule formulierte: „Denn besser wäre – es komme auch einem übel Berichteten so seltsam vor als es wolle – für eine Waar zwei Thaler geben, die im Land bleiben, als nur einen, der aber hinausgeheth.“<sup>2426</sup> Dieser volkswirtschaftliche Unsinn war aber die schlagende Begründung dafür, warum eine auf die Spitze getriebene merkantilistische Politik keinen Erfolg haben konnte. Doch genau diesen Maximen hing Friedrich II. an. Während der Soldatenkönig sich damit zufriedengegeben hatte, die im Lande erzeugte Wolle in eigenen Manufakturen weiterzuverarbeiten, wollte sein Sohn alle Importe durch eigenen Produkte ersetzen, auch wenn die Rohstoffe aus dem Ausland eingeführt werden mußten.<sup>2427</sup>

## 5.2 Subjektive Merkmale seiner Wirtschaftspolitik

Da Friedrich der Große auch seine Volkswirtschaft als Autokrat kommandierte, spielten subjektive Momente bei seiner Wirtschafts- und Finanzpolitik eine viel größere Rolle als in einem durch mehrere Köpfe geführten System. Auch seine irrationalen Züge, die ihn ebenso wie sein Rationalismus prägten, beeinflussten deshalb die preußische Ökonomie.

---

<sup>2423</sup> Berney (1), S.234, 235

<sup>2424</sup> zit. bei Berney (1), S.234, 235; Œuvres Bd.18, S.50

<sup>2425</sup> Ritter (1), S.213, 214

<sup>2426</sup> zit. bei Fournier, S.45

<sup>2427</sup> Rachel (1), S.239 – Lucchesini berichtete unter dem 4.9.1780: „Wie er sagte, bedient er sich, um neue Manufakturen zu begründen, der Akzisenliste, aus der er ersieht, was aus dem Ausland bezogen wird, wo es gebraucht wird und in welcher Menge. Danach errichtet er die Manufakturen in seinem Lande.“ (zit. bei Oppeln-Bronikowski (1), S.225)

Die Wirtschaftspolitik des Sonnenkönigs war auch eine Lehre aus den wissenschaftlichen Fortschritten im 16. und 17. Jahrhundert gewesen. Die Naturwissenschaften hatten einen Aufschwung genommen und Kepler, Galilei, Newton, Descartes, Spinoza und Leibniz hatten durch Versuche, Erfahrung und Wahrnehmung die Welt in mathematischen Formeln begreifbar gemacht. Friedrich, als „aufgeklärtes“ Kind seiner Zeit und Schüler Voltaires ein Anhänger des Rationalismus, war unter dem Einfluß dieser neuen Erkenntnisse gewiß, mit Hilfe der „Vernunft“ aus dem Kausalzusammenhang von (historischen) Ereignissen und Interessen deren „natürliche“ Folgen in der Zukunft vorausberechnen zu können. Er war überzeugt, die Zukunft durch Geisteskraft zu erraten und zu leiten und feste Regeln und Muster erstellen zu können. Als geistiger Anhänger der Aufklärungsbewegung teilte er deren „aufs Kausale gerichteten Optimismus“.<sup>2428</sup> Friedrich II. war beherrscht von einem „goût philosophique“. Er strebte danach, die Ordnung und Verknüpfung verschiedener Faktoren zu durchschauen und aus dieser Erkenntnis jederzeit praktikable Handlungsmaximen zu gewinnen. Als Kronprinz wollte er „sich einen Lebensplan zurechtlegen, ebenso durchdacht und geschlossen wie ein mathematischer Beweis.“<sup>2429</sup> Er wollte auch die Staatsgeschäfte so weit wie möglich methodisieren und systematisieren, sie sogar der straffen Ordnung eines „systeme de philosophie“ unterwerfen. Sein Ziel war ein „festes, einheitliches, die Gewißheit des Gelingens in sich bergendes System der Regierung.“<sup>2430</sup> Friedrichs Vorhaben mochte im Krieg selten und in der Außenpolitik manches Mal gelingen, weil verhältnismäßig wenige Staaten, Fakten und Personen im Spiel waren. Aber bereits auf diesen Feldern wurden die Grenzen der Methode sichtbar, weil Friedrich niemals alle denkbaren Entwicklungen in seine „Berechnungen“ einbezog und häufig nur Tatsachen voraussetzte, die ihm persönlich bekannt waren, die ihm einleuchteten oder behagten. Deshalb wurde er z.B. von der aus seiner Sicht ganz „unvernünftigen“ Allianz zwischen Österreich und Frankreich im Jahr 1756 vollständig überrascht.

Aber auch die Idee, an sich der Vorausberechnung entzogene, teilweise irrational erscheinende millionenfache Vorgänge, wie sie bei der Produktion und dem Austausch von Gütern zu beobachten sind, durch einen überlegenen Geist rationalisieren und planen und in ein fest gefügtes System zwingen zu können, übte auf Friedrich eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Immerhin spielte doch die Mathematik im Wirtschaftsleben eine gewisse, wenn auch untergeordnete und dienende Rolle. Die vergleichsweise unterentwickelte preußische Volkswirtschaft bot sich in Friedrichs Augen geradezu für solche Versuche an, weil sich hier der absoluten Macht des Monarchen nichts und niemand mit eigener ökonomischer Macht in den Weg stellte. Zudem konnten wegen der nur mittel- oder langfristig sichtbaren Ergebnisse von Wirtschaftspolitik ihre Erfolge und

---

<sup>2428</sup> Schmidt, S.21

<sup>2429</sup> Antimachiavelli, Werke Bd.7, S.106

<sup>2430</sup> Kuntzel (2), S.208



## 6 Friedrich, der Regierungschef

### 6.1 Die preußische Bürokratie

Preußens Bürokratie wies seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. im Vergleich mit dem übrigen Europa zwei schätzenswerte Vorzüge auf: Es gab keinen Ämterkauf bei wichtigen Posten<sup>3124</sup> und die außerhalb Preußens übliche Ämterpatronage wurde immerhin bekämpft.<sup>3125</sup> Zumindest die zivilen Staatsdiener mußten mehr als eine adelige Geburt, nämlich einige Kenntnisse nachweisen, um eingestellt zu werden. Der Soldatenkönig zeichnete sich in einer für seine Zeit bemerkenswerten Weise durch Vorurteilslosigkeit gegenüber leistungsfähigen Bürgerlichen aus. Adel und Bürgertum hatten unter seinem Regiment ähnlich gute Aufstiegschancen im Staatsdienst. Die große Mehrheit auch der hohen Beamten bis hinauf zu den Kriegs- und Domänenräten waren nicht von Adel. Es gab während seiner Regierung sogar einige bürgerliche Kammerpräsidenten und Gesandte sowie insgesamt elf bürgerliche Minister, wobei noch zu bedenken ist, daß es an der Spitze der Beamtenhierarchie regelmäßig Nobilitierungen gab.<sup>3126</sup> Diese Vorurteilslosigkeit war schon deshalb sachgerecht, weil sich Adelige in der Regel nicht durch ein höheres Bildungsniveau als Bürgerliche auszeichneten.

Bedenklich war allerdings die häufige Verwendung von ausgedienten Militärs im unteren zivilen Staatsdienst. Die kleinen Chargen mußten nach Möglichkeit mit ehemaligen Unteroffizieren oder mit Invaliden besetzt werden<sup>3127</sup>, die auf diese Weise zu einer auf den ersten Blick für den Staat preisgünstigen Versorgung kamen. Aber nicht jede ehemalige Militärperson konnte ihre Aufgaben im zivilen Staatsdienst sachgerecht erfüllen. Denn die preußische Armee konnte während des 18. Jahrhunderts durchaus nicht als Hort der Bildung und der Wißbegier gelten. Es haperte sogar am Lesen und Schreiben. Ehemalige Offiziere wurden dennoch Kammer- oder Landräte, manchmal sogar Kammerpräsidenten oder Minister. Es gab nicht selten Dienstpflichtverletzungen.<sup>3128</sup>

Preußens Bürokratie war trotzdem insgesamt betrachtet im Vergleich mit anderen europäischen Staaten effizient und sachkundig. Der Soldatenkönig hatte in diesem Maßstab „eine Art von Beamtenadel geschaffen, zur Arbeit erzogen, straff diszipliniert, pünktlich und arbeitsam.“<sup>3129</sup> Friedrich II. verließ die vom Vater vorgezeichnete Bahn.<sup>3130</sup> Die höheren Posten in der Zivilverwaltung und

<sup>3124</sup> Erst Friedrich II. schaffte den Ämterkauf 1746 ganz ab. (Vehse (1), S.179)

<sup>3125</sup> W. Naudé (2), S.367

<sup>3126</sup> Vehse (1), S.150, 152; Hubatsch (2), S.30, 31

<sup>3127</sup> Hintze (4), S.71

<sup>3128</sup> ebenso Krüger, S.73

<sup>3129</sup> Lavissee, T.1, S.33

<sup>3130</sup> anders z.B. Wandruszka, S.433

der Armee wurden nach 1740 fast ausschließlich an Adelige vergeben. „Ne pas rendre à la naissance ce qui lui est dû n'est point l'effet d'une liberté philosophique, mais d'une vanité bourgeoise et ridicule“<sup>3131</sup>, lautete Friedrichs Devise. Nur bürgerliche Ausländer hatten größere Chancen.<sup>3132</sup> Ein einziger Bürgerlicher wurde in dem knappen halben Jahrhundert seiner Regierung von Friedrich dem Großen zum Minister ernannt, während 19 Adelige reüssierten. 1779 war von den zwölf unter den Ministern stehenden Präsidenten der Kriegs- und Domänenkammern einer bürgerlich. Erst auf der mittleren Verwaltungsebene, als Räte beim Generaldirektorium oder bei den Provinzialbehörden, waren Bürgerliche in der Mehrheit.<sup>3133</sup> Zwar hatten Verwaltungsbeamte und Richter seit 1770 vor der Aufnahme in den Staatsdienst Examen abzulegen. Im Einvernehmen mit dem Willen des Königs wußten es die Prüfer aber so einzurichten, daß Adelige bevorzugt wurden. Der bürgerliche Teil des Staatsapparats war zudem frustriert, weil Adelige nach dem Willen des Königs nicht nur bei der Einstellung bevorzugt, sondern in der Regel auch schneller befördert wurden. Da die bürgerlichen Beamten in der Regel besser ausgebildet waren als ihre adeligen Kollegen<sup>3134</sup>, wirkte sich Friedrichs Vorliebe für den Adel negativ auf die Qualität des ganzen Berufsstandes aus. Gleichzeitig klagte der König ständig über einen Mangel an qualifizierten Staatsdienern.<sup>3135</sup>

Schon 1728 hatte der Soldatenkönig einen gewissen Dünkel beim Kronprinzen feststellen müssen. Er warf ihm vor, daß er „hoffächtig, recht bauernstolz sei, mit keinem Menschen spreche, als mit welche von Adel, und nit populer und affabel sei.“<sup>3136</sup> Die abgrundtiefe Verachtung Friedrichs II. gegenüber Bürgerlichen ging sogar gemessen an den adeligen Usancen in der Mitte und der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts weit über das europäische Normalmaß hinaus. Der König von Preußen hielt sogar bürgerliche Schauspieler für unfähig, Adelige zu spielen, weil ihnen adeliges Empfinden von Natur aus fehle.<sup>3137</sup> Erst recht konnten Bürgerliche im wahren Leben einen Adligen in Armee und Bürokratie nicht ersetzen, weil sie nach Ansicht des Königs kein Ehrgefühl hatten und unlautere Emporkömmlinge waren, wenn sie aus ihrem ererbten Stand ausbrechen wollten. „Chacun dans les bornes qui lui sont prescrites“<sup>3138</sup>, lautete die Devise im friderizianischen Preußen. Auch das größte Talent konnte in Friedrichs Augen den Makel der Geburt nicht wettmachen. Das galt für ein ganzes Leben und für alle Nachkommen. So viel Dünkel hätte man selbst in Versailles nicht leicht finden können. Nirgendwo sonst in Europa wurde das Klassendenken so weit auf die Spitze getrieben, wie unter Friedrichs Regierung. Überall in Mittel-, West-

<sup>3131</sup> Friedrich II. in seiner Kritik der Abhandlung „Über die Vorurteile“ (1770), Werke Bd.7, S.245

<sup>3132</sup> Ritter (1), S.195

<sup>3133</sup> Kohnke, S.330; Schieder (1), S.86, 299; Meier, S.58

<sup>3134</sup> Aretin (2), S.108; Krüger, S.72

<sup>3135</sup> Beispiel zit. bei Hubatsch (2), S.159

<sup>3136</sup> zit. bei Vehse (1), S.149

<sup>3137</sup> Friedrich II. an die Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen, 30.1.1765, Œuvres Bd.24, S.77, 78

<sup>3138</sup> Politisches Testament von 1768, P.C. Erg.-Bd., S.181

und Südeuropa war das Bürgertum im Vordringen, nur in Preußen nicht.<sup>3139</sup> Allein schon diese Haltung an der Spitze einer absoluten Monarchie mußte über kurz oder lang in den Abgrund führen, weil unweigerlich Fehlbesetzungen auf wichtigen Posten in Staat und Armee die Folge sein mußten. 1775 wurde sogar den wenigen bürgerlichen Rittergutseigentümern Sitz und Stimme auf den Kreis- und Landtagen entzogen.<sup>3140</sup> Friedrich II. erwies sich ein weiteres Mal als retardierendes Moment in der gesellschaftlichen Entwicklung seines Staates.

## 6.2 Friedrichs Autokratie

Die absoluten Monarchen des 18. Jahrhunderts in Europa beschränkten die Eingriffe des Staates in den Alltag ihrer Untertanen schon wegen des vergleichsweise kleinen Beamtenapparats und der bescheidenen Verkehrs- und Kommunikationsmittel jener Zeit in der Regel im wesentlichen auf die Erhebung von Steuern und Abgaben sowie auf die Heranziehung zum Militärdienst. Selbst das absolutistisch regierte Preußen, wo bereits Friedrich Wilhelm I. den „Weg der Beglückungsgewalt“<sup>3141</sup> beschritten hatte, auf dem dann sein Sohn noch lustvoller wandeln sollte, darf man nicht mit den modernen Wohlfahrtsdiktaturen unserer Tage gleichsetzen. Die staatlichen Eingriffsinstrumente waren längst noch nicht so zahlreich und weitreichend wie heute. „Die Errichtung eines wirklich absoluten Staates, der ohne Rücksicht auf Recht und Herkommen sich planmäßig organisiert, der allein nach seinen Machtbedürfnissen über Gut und Leben aller seiner Untertanen verfügen darf, ist nicht das Werk des Königtums, sondern erst der modernen Demokratie gewesen. Erst die Berufung auf den ‚Volkswillen‘ ermöglichte es dem modernen Staat, allmächtig, zuletzt gar mehr als ‚absolut‘, nämlich ‚total‘ zu werden.“<sup>3142</sup>

Innerhalb dieser zeitbedingten Grenzen staatlicher Machtentfaltung wirkte auch Friedrich der Große. Aber wie kein anderer Monarch seiner Zeit versuchte er, diese Grenzen auszuweiten oder gar zu überwinden. Es war sowohl Ausdruck seines unbändigen Gestaltungswillens als auch eine gemäß den Aufklärungsidealen sehr gern übernommene Verpflichtung, wenn er proklamierte: „Les peuples sont toujours ce que les font leurs rois.“<sup>3143</sup> Zu den wenigen Kernsätzen der französischen Aufklärungsbewegung, die Friedrich II. nicht nur bei passender Gelegenheit verbalisiert oder niedergeschrieben, sondern in der Praxis für verbindlich erklärt hat, gehörte die Befürwortung der Erbmonarchie und die Ablehnung jeder Gewaltenteilung. Man kann Friedrich dem Großen allerdings nicht vorwerfen, daß er nicht bereit gewesen sei, „mit seinem Volke die Verantwort-

---

<sup>3139</sup> ebenso Aretin (2), S.108

<sup>3140</sup> Erbe, S.168

<sup>3141</sup> so Vehse (1), S.158

<sup>3142</sup> Ritter (1), S.12

<sup>3143</sup> Friedrich II. an seine Schwester Ulrike, Königin von Schweden, 25.12.1749, zit. bei Berney (1), S.240 (Œuvres Bd.10, S.146)

tung zu teilen<sup>3144</sup> oder wenigstens seine Beamten an der Ausübung der Herrschaft zu beteiligen. Selbstverständlich hat er weder eine konstitutionelle Monarchie noch gar eine Demokratie angestrebt. Denn Demokratien gab es zu seiner Zeit in Europa überhaupt nicht und die konstitutionellen Monarchien boten noch ein zu zwiespältiges Gesamtbild, als daß eine generelle Überlegenheit dieser Staatsform gegenüber absolutistischen Regimen zur herrschenden Ansicht hätte werden können. England war erst auf dem Weg zur Weltmacht, die Vereinigten Niederlande waren zwar reich, aber politisch-militärisch im Niedergang und Polen galt allgemein als schwach und zerrüttet. Kein zeitgenössischer europäischer Monarch wäre also freiwillig zu einem Systemwechsel bereit gewesen, ganz abgesehen vom Fehlen aller Voraussetzung für eine Machtteilhabe bei der ganz großen Mehrheit der preußischen Bevölkerung, die kaum lesen und schreiben konnte. Für sich selbst lehnte Friedrich II. die Rolle eines konstitutionellen Monarchen ähnlich der des Königs von England ausdrücklich ab.<sup>3145</sup>

Die Aufklärer erwarteten als Gegenleistung des mit absoluter Macht ausgestatteten Monarchen immerhin energische Reformen im Sinne einer Befreiung der Menschen von obrigkeitlicher Bevormundung, von Zwang und Unterdrückung. Friedrich II. hat jedoch nur die Rechte für sich in Anspruch genommen, aber jede über gute Worte hinausgehende Verpflichtung von sich gewiesen und eine legale Despotie errichtet. Im täglichen internen Regierungsgeschäft hat er selbst keinen Zweifel über den Charakter seines Regimes gelassen, indem er es bereits 1740 als „despotique et Monarschique“ bezeichnete und schon „un air d'indépendence“<sup>3146</sup> seiner Untertanen ablehnte.

Friedrichs theoretisches Ideal eines Herrschers war der *honnête homme*, d.h. „dazustehen vor der Welt ohne jeden falschen Schmuck, sicher sein in seinem Tun, verschwiegen in jeder Sache, geistig arbeiten ohne Anmaßung, einfach leben inmitten des Hofes, Richter sein ohne Irrtum, Krieger sein im Bereiche der Ehre und in den Schranken der Menschlichkeit“.<sup>3147</sup> Dieses Ideal eines Königs, das Friedrich in seiner Person verkörpert sah, wollte selbst herrschen. Es stand für Friedrich II. schon mit dem Regierungsantritt 1740 fest, daß er im Wortsinn und ausschließlich selbst regieren und dies nicht nach dem Vorbild anderer Herrscher ganz oder teilweise einem Ministerium überlassen würde.<sup>3148</sup> Dieser Vorsatz ging einher mit der unwandelbaren Überzeugung, damit die denkbar beste Regierungsmethode anzuwenden. Friedrich II. schrieb in seinem politis-

---

<sup>3144</sup> so aber Gooch, S.144

<sup>3145</sup> z.B. Friedrich II. gegenüber Kaiser Joseph II. während dessen Besuch in Neisse, dessen Bericht, 26.8.1769, P.C. Bd.29, S.44 u. dort Fn.4

<sup>3146</sup> Randverfügung vom 16.7.1740, zit. bei Lehmann (3), T.2, S.5

<sup>3147</sup> so Berney (1), S.261

<sup>3148</sup> In seinem politischen Testament von 1752 schilderte er, wie er als Thronfolger nicht sein wollte: „Von der Welt abgesperrt, die er nicht kennt, seinen eigenen Kräften mißtrauend, schüchtern, furchtsam, faul, von den Geschäften gelangweilt...ein Sklave statt eines Meisters, der er sein sollte.“ (Dietrich (2), S.449)

## 9 Friedrich, der tolerante Protagonist der Aufklärung

Was bedeutete die geistige Bewegung der „Aufklärung“ im 18. Jahrhundert? – Nach Auffassung des in Königsberg lehrenden Philosophen Immanuel Kant<sup>3758</sup> ging es um „das Hervortreten der Menschheit aus ihrer selbst verschuldeten Unmündigkeit“, um den Mut, sich nach den Erkenntnissen der Wissenschaft zu richten.<sup>3759</sup> Die Vernunft und die Natur sollten als Richtschnur allen menschlichen Handelns dienen. Damit war unvermeidbar eine Spitze gegen die Religion verbunden, die allerlei Wahrheiten und Dogmen verkündete, die mit dem neuen Rationalismus kollidierten. Die Religionen sollten sich von nun an nach dem Willen der „Aufklärer“ dem vernünftigen Denken unterordnen. „Der aufklärerische Rationalismus war der eingeschworene Feind alles Geheimnisvollen und Übernatürlichen und der gläubige Verehrer der Natur. In der Astronomie, Mathematik und Physik hatte der menschliche Geist große Fortschritte gemacht. Man hatte die Geheimnisse des Himmels erforscht und erfreute sich mehr und mehr der Gewißheiten der Mathematik. Man hatte die stumme Natur zu reden gezwungen und ihr ihre Geheimnisse abgetrotzt. Sollte man da nicht auf demselben Wege auch das Geistesleben zu durchschauen versuchen?“<sup>3760</sup> In der Praxis war „Aufklärung“ „ein Streben nach Fortschritt...in der Durchführung der religiösen Toleranz, in Reformen des Erziehungs- und Schulwesens, in der Verbesserung der Rechtspflege, in der Rationalisierung und Zentralisierung der Verwaltung, in der Hebung der unteren Volksklassen zumal der Bauern und in der Pflege der Wirtschaft.“<sup>3761</sup>

Der „Aufgeklärte Absolutismus“ wird „als eine von der Philosophie, insbesondere von der Staatslehre der Aufklärung stark beeinflusste Regierungsweise“ bezeichnet.<sup>3762</sup> Friedrich der Große ist nach verbreiteter Ansicht das Musterbeispiel eines deutschen „aufgeklärten Absolutisten“, obwohl er z.B. in der Wirtschaftspolitik eine zeitgemäße Entwicklung seines Staates blockiert und in anderen Bereichen, wie z.B. in der Heeresorganisation, keine wesentlichen Veränderungen angestoßen hat. Seinem Vater hingegen, der während seiner vergleichsweise kurzen Regierung ein in ganz Europa nachgeahmtes Militärwesen geschaffen und in der Wirtschaftspolitik immerhin auf der Höhe seiner Zeit agiert hat, wird dieser Ehrentitel regelmäßig verweigert.<sup>3763</sup> Friedrich II. soll der erste europäische Monarch gewesen sein, der sich in der Praxis an den Grundsätzen der Auf-

---

<sup>3758</sup> (1724–1804)

<sup>3759</sup> zit. bei Delbrück (2), S.181

<sup>3760</sup> Delbrück (2), S.181, 182

<sup>3761</sup> Hartung (2), S.16

<sup>3762</sup> Hartung (2), S.20

<sup>3763</sup> z.B. von Hartung (2), S.25

klärungsbewegung orientiert hat.<sup>3764</sup> Sein Preußen wird sogar als „die eigentliche Heimat der Aufklärung“<sup>3765</sup> bezeichnet.

## 9.1 Religion

### 9.1.1 Friedrichs Irreligiosität

Seit 1613 waren die Hohenzollern nicht mehr Lutheraner, sondern Calvinisten, obwohl die große Mehrheit ihrer Untertanen Lutheraner blieben. Einen protestantischen Bischof gab es in Preußen bis in das 19. Jahrhundert hinein nicht. Der Kurfürst von Brandenburg und König von Preußen war das Oberhaupt der protestantischen Kirche in seinem Staat. Er führte u.a. den Titel eines Erzbischofs von Magdeburg.<sup>3766</sup> Friedrich hatte sich als Kronprinz, schon aus Rücksicht auf den strenggläubigen Vater, als gläubiger Christ gegeben.<sup>3767</sup> Nach der Thronbesteigung entfiel dieser Zwang. Bereits als Kronprinz ist Friedrich 1738 in Braunschweig in eine Freimaurerloge aufgenommen worden.<sup>3768</sup> Nach der Thronbesteigung gründete er 1740 eine Loge in Berlin. Seit dem Ende der vierziger Jahre ließ sein Interesse an derartigen Verbindungen nach.<sup>3769</sup> Als König ging er niemals ohne besonderen offiziellen Anlaß in den Gottesdienst. Er war nicht religiös und bevorzugte persönlich keine Glaubensgemeinschaft: „Toutes les religions quand on les examine, sont fondées sur un système fabuleux plus ou moins absurde.“<sup>3770</sup> Seine Gründe weisen ihn als echten Philosophen aus: „Wenn ich nicht zum Abendmahl gehe, so geschieht es, weil ich nicht auf dem Standpunkt des christlichen Glaubens stehe. Ich finde ihn widersinnig und möchte um nichts auf der Welt die Fehler, die ich schon habe, durch das Laster der Heuchelei vermehren; denn ich will niemanden täuschen, und man soll der Welt zeigen, daß man ein Ehrenmann sein kann, ohne an die jungfräuliche Geburt und an das Wunder der Hostie zu glauben.“<sup>3771</sup> Über die Bibel schrieb Friedrich 1768: „Ein alter metaphysischer Roman, voll von Wundern, Widersprüchlichkeiten und Absurdität, geboren aus der glühenden Einbildungskraft der Orientalen, hat sich auf unser Europa übertragen; Enthusiasten haben ihn

<sup>3764</sup> so Hartung (2), S.26

<sup>3765</sup> so Brunschwig (1), S.11

<sup>3766</sup> Aretin (2), S.147 – Friedrich II. bemerkte hierzu in seinem politischen Testament von 1752: „Ich bin gewissermaßen der Papst der Lutheraner und der Reformierten. Als Oberhaupt der Kirche ernenne ich die Pfarrer und fordere von ihnen nichts als gute Sitten und Sanftheit...“ (Dietrich (2), S.315)

<sup>3767</sup> Zitat bei Kunisch (6), S.53

<sup>3768</sup> Tagebucheintrag des Grafen Lehndorff, 14.2.1755, Lehndorff (1), S.196; ähnlich Knorr, S.104, 106; Berney (1), S.95; Vehse (2), S.419; Hubatsch (2), S.22; Koser (9), S.136

<sup>3769</sup> Vehse (2), 420

<sup>3770</sup> Politisches Testament von 1752, zit. bei Dietrich (2), S.314 – Fortsetzung des Zitats: „Es ist unmöglich, daß ein Mensch mit gesundem Verstand, der in die Untersuchung dieser Materie eintritt, nicht den Irrtum sieht, aber diese Vorurteile, diese Irrtümer, diese Wunder sind für die Breite Masse gemacht, und man muß auf die Öffentlichkeit Rücksicht zu nehmen wissen, um sie nicht in ihrem Kult zu verletzen, welche Religion es auch sei.“

<sup>3771</sup> Friedrich II. an Prinz August Wilhelm, Potsdam, 16.3.1753, zit. bei Volz (2), S.209

vorgetragen, Ehrgeizige haben vorgegeben, davon überzeugt zu sein, Dumme haben ihn geglaubt, und das Gesicht der Welt hat sich durch diese Religion verändert. Die Verkäufer dieses heiligen Unsinnns sind dadurch in Ansehen gebracht...<sup>3772</sup>

Die ihm untergebenen Geistlichen behandelte Friedrich fast ohne Ausnahme mit größtmöglicher Geringschätzung. Sie waren für ihn „pietistische Kerle, evangelische Jesuiten, intrigante Pfaffen, Schekers, Mucker“.<sup>3773</sup> In seinem Schriftverkehr waren Bezeichnungen wie „geistliches Mucker-Pack“, „Pfaffen“, „evangelische Jesuiten“ für Geistliche und Theologieprofessoren die Regel. 1783 schrieb er an den Rand eines Aktenstücks: „Ein Theologus ist leicht zu finden, das ist ein Thier sonder Vernunft.“<sup>3774</sup>

Friedrichs Irreligiosität bedeutete allerdings nicht, daß er die Möglichkeit der Existenz eines Gottes leugnete. Zur Frage nach einem höheren Wesen äußerte er sich im Juni 1758 gegenüber seinem Vorleser Henri de Catt so: „Wer leugnet denn das Dasein Gottes? Ich sicherlich nicht. Man muß einen Gott voraussetzen, weil man im Weltall bestimmte Zwecke und sehr einfache, oft sinnfällige Mittel sieht, um jene Zwecke zu erreichen. Die Welt kann nicht eine Folge des Zufalls sein; dazu ist zuviel Ordnung in ihr. Ich kenne Gott nicht, aber, wie schon gesagt, ich bete ihn für alle Fälle an. Glauben Sie mir, im Grunde gibt es überall nur Ungewißheit, aber ich habe mein System: ich helfe mir mit der Annahme, daß alles, was wir sehen, ewig ist und das alles mit dem Tode ein Ende hat. Irre ich mich, so werde ich die Freude einer Überraschung haben und mich mit Ihnen dort oben oder dort unten (wie Sie wollen) unterhalten können.“ Friedrich sah „in Gott das weltbeherrschende Vernunftprinzip, das in ungeheurer Menschenferne und ohne Anteilnahme an dem sterblichen Einzelwesen nach unergründlichen, aber denknöwendigen Vernunftgründen die Ordnung der Welt und ihres Geschehens bedeutet.“<sup>3775</sup> Deshalb geht Rothfels<sup>3776</sup> zu weit, wenn er Friedrich immerhin einen „verborgenen religiösen Antrieb im Schicksals- und Vorherbestimmungsglauben trotz freidenkerischer Indifferenz“ bescheinigt. Er markiert damit nur das Unbehagen, das viele christliche Historiker angesichts der Irreligiosität des von ihnen bewunderten Mannes befallen hat. Aber auch diese „Schwäche“ läßt sich nicht nachträglich korrigieren.

Trotz seiner Irreligiosität sind die protestantisch-calvinistischen Grundzüge in Friedrichs Charakter unverkennbar. Sein demonstrierter Wille zur Arbeit als eigentlichem Sinn des Lebens, die Gewißheit, durch besondere Leistungen als Auserwählter die Gunst des Schicksals gewinnen zu können, seine Zähigkeit

---

<sup>3772</sup> Politisches Testament von 1768, Dietrich (2), S.603

<sup>3773</sup> Vehse (2), S.404

<sup>3774</sup> Koser (8), S. 103, 104, 141

<sup>3775</sup> Catt (1), S.27; Schmidt, S.7

<sup>3776</sup> (2), S.626

beim Erreichen ehrgeiziger Ziele, und sein Verantwortungsbewußtsein gegenüber dem ihm anvertrauten Staat als Institution sind Beispiele. Desgleichen Friedrichs herbe Schrofheit im Alltag und die im Grunde sinnenfeindliche Freudlosigkeit, die sein Leben prägte, trotz allem äußeren Glanz, dem vielen Blattgold in seinen Schlössern, den reich gedeckten Tafeln und gelegentlichen Anflügen von Humor. Das von einer gewissen Heiterkeit, Indolenz, Verschwendung, Libertinage, Liberalität, Eleganz und Genußfähigkeit geprägte Lebensgefühl vieler katholischer barocker Fürsten seiner Zeit ging dem Hohenzollern ganz ab, auch wenn er sich einigen Luxus an der Tafel und beim Bauen erlaubte. Die Requisiten eines königlichen Daseins waren bei Friedrich mehr Staffage als Ausdruck lustvollen Genusses. Friedrichs innerer, aufgrund der traumatischen Erfahrungen in den Jugendjahren im Grunde freudlosen Einstellung zum Leben waren äußerer Glanz und Epikureismus eigentlich fremd. Was er sich dennoch an Luxus leistete, diente nur als notdürftiger Ersatz für persönliche Bindungen und menschliche Wärme. Nicht zuletzt deshalb fiel es seinen Apologeten trotz der nicht unbeträchtlichen Privatausgaben so leicht, ihn zum Asketen zu stilisieren, der er ebensowenig war wie ein Epikureer. Friedrichs Zurückhaltung gegenüber dem Genuß war vielleicht seiner Erziehung nach den Wünschen des strenggläubigen Vaters geschuldet. Wahrscheinlich ist er aber aus eigenem Antrieb ohne äußere Anstöße diesen protestantisch-calvinistischen Idealen gefolgt.

### 9.1.2 Religiöse Toleranz aus Staatsräson

Friedrich der Große profilierte sich nicht nur in seiner Korrespondenz mit „aufgeklärten“ Intellektuellen als betont antiklerikaler Fürst, wobei er den theologischen Machtverhältnissen in Europa entsprechend vor allem die katholische Kirche mit ihren Dogmen und Mysterien ins Visier nahm.<sup>3777</sup> Er war einer der frühesten aktiven Verfechter der Idee, Kirchenstaaten im Deutschen Reich zugunsten weltlicher Territorien zu säkularisieren.<sup>3778</sup> Friedrichs Anliegen, die Macht der Religionen und die Durchsetzung ihrer Ge- und Verbote in der Gesellschaft zu beschränken, kam auch in manchem Regierungshandeln zum Ausdruck. Es lag ihm daran, Eheschließungen und Ehescheidungen zu erleichtern und Abtreibungen nicht zu hart zu bestrafen.<sup>3779</sup> In dieser für die Aufklärungsbewegung seiner Zeit typischen Haltung setzte er die Tradition der religiösen Toleranz fort, die bereits seit dem 17. Jahrhundert ein Markenzeichen des Ho-

---

<sup>3777</sup> „Cette canaille ecclésiastique ne pullule que trop.“ (Friedrich II. an Prinz Heinrich, Potsdam, 18.9.1776, P.C. Bd.38, S.325) – In seinen Denkwürdigkeiten lehnte Friedrich II. den Katholizismus auch aus praktischen Gründen ab: „In einem Staate, der Kaufleute, Bauern, Handwerker und Soldaten, mit einem Wort Untertanen braucht, müssen Bürger, die das Gelübde tun, das Menschengeschlecht aussterben zu lassen, unbedingt gefährlich werden.“ (Werke Bd.1, S.198)

<sup>3778</sup> z.B. Friedrich II. an Minister Finckenstein, Koeben, 30.10.1759, P.C. Bd.18, S.612; Berney (1), S.172; Schieder (1), S.264

<sup>3779</sup> Berney (1), S.237, 238



henzollernstaats war.<sup>3780</sup> Neben der protestantischen Staatsreligion wurde in beispielhafter Weise die freie Religionsausübung der Juden, Katholiken und Orthodoxen toleriert. Die Kurfürsten von Brandenburg gewährten ihren Untertanen die religiöse und konfessionelle Toleranz und sorgten dafür, daß sich keine Unduldsamkeit selbsternannter Rechtgläubiger in ihren Provinzen breit machte. Die Donaumonarchie und mancher Kirchenstaat verloren dagegen immer wieder Untertanen aus religiösen Gründen. Zuletzt waren in den dreißiger Jahren Protestanten aus Böhmen, Mähren und Salzburg nach Preußen gekommen.<sup>3781</sup>

Religiöse Toleranz war für die Regierung dieses autoritär geführten, relativ dünn besiedelten Staates nicht primär eine Frage der inneren Überzeugung, nicht Ausdruck der echten Bereitschaft, die Untertanen teilweise aus dem harten Griff staatlicher Bevormundung zu entlassen.<sup>3782</sup> Es war vielmehr Teil der Staatsräson, durch religiöse Toleranz einer bitteren Notwendigkeit zu gehorchen. Denn in den brandenburgisch-preußischen Staaten herrschte Menschenmangel. Wenn der Hohenzollernstaat ökonomisch wachsen und gedeihen wollte, brauchte er mehr Steuerzahler. Wenn Borussia ihre Armee vergrößern wollte, ohne der Volkswirtschaft mehr Arbeitskräfte zu entziehen, als zuträglich war, mußte sie im Ausland Menschen anwerben. Da es ohnehin schwer genug war, Ausländer, namentlich aus klimatisch privilegierten Regionen, in das unwirtliche Preußen zu locken, wäre es unsinnig gewesen, auch noch religiöse Hürden zu errichten.

Friedrich setzte nicht nur die Toleranzpolitik seiner Vorgänger fort, sondern betrieb eine Politik der Säkularisierung und Entkonfessionalisierung des Staates<sup>3783</sup>, wobei man die Macht der protestantischen Amtskirche im Jahr 1740 und danach ohnehin nicht überschätzen darf. Sie war uneingeschränkt staatstragend und königstreu. Es ist aber zu beachten, daß diese friderizianische Toleranz keineswegs einer besonderen Hochachtung vor den Rechten und Freiheiten der Individuen entsprach. Eine „beginnende Erweiterung der individuellen Grundrechte im Gefolge der vom Toleranzstaat angefochtenen konfessionellen Disziplinarrechte“<sup>3784</sup> war nicht Friedrichs II. Anliegen. Seine religiöse Toleranz war vielmehr das Resultat von Gleichgültigkeit, ja Verachtung gegenüber allen Glaubensrichtungen. Er schrieb an Voltaire: „Vous faites bien de combattre l’erreur; mais croyez-vous que le monde changera? L’esprit humain est faible; plus des trois quarts du monde sont faits pour l’esclavage du plus absurde fanatisme. La crainte du diable et de l’enfer lui fascine les yeux, et il déteste le sage qui veut

---

<sup>3780</sup> Die 1685 durch das von Louis XIV. erlassene Edikt von Nantes aus Frankreich vertriebenen Hugenotten konnten in Preußen nicht nur auf religiöse Toleranz, sondern auch auf eine wirtschaftliche Existenz hoffen: „Die Adligen waren sicher, bei Hof oder in der Armee unterzukommen, die Beamten bei den Gerichten, die Gelehrten in den gelehrten Anstalten, wo sie keine Konkurrenz der Eingeborenen zu befürchten hatten.“ (Lavissee, T.1, S.6)

<sup>3781</sup> Heinrich (1), S.92

<sup>3782</sup> anders Ritter (1), S.205

<sup>3783</sup> Klein (1), S.96

<sup>3784</sup> so aber Heinrich (1), S.94

l'éclairer. Le gros de notre espèce est sot et méchant. J'y recherche en vain cette image de Dieu que les théologiens assurent qu'elle porte empreinte. Tout homme a une bête féroce en soi; peu savent l'enchaîner...<sup>3785</sup> Gegenüber dem Marquis d'Argens faßte der König seine Überzeugung in einem Satz zusammen: „Der Fanatismus wird stets über die Vernunft siegen, denn die Mehrzahl der Menschen fürchtet sich vor dem Teufel und ist schwachsinnig.“<sup>3786</sup> „Es gibt nichts Ungereimteres als den Gedanken, den Aberglauben ausrotten zu wollen. Die Vorurteile sind die Vernunft des Volkes – und verdient dies blöde Volk, aufgeklärt zu werden?“<sup>3787</sup>

Aus dieser Einschätzung resultierte die Bedenkenlosigkeit, mit der Friedrich die Religiosität seiner Mitmenschen nach Bedarf für seine Politik instrumentalisierte. Prinz August Wilhelm teilte in seinen Memoiren mit, Friedrich habe 1756 beim Einmarsch in das mehrheitlich protestantische Sachsen befohlen, „d'insinuer au peuple et surtout aux ecclésiastiques que le maintien de la religion protestante faisoit le motif principal de la guerre, le Roi étant instruit des projets formés par le confesseur jésuite du consentement de la reine de Pologne<sup>3788</sup>, qui tendoient rendre toute la Saxe catholique.“ General von Zieten wurde angewiesen, „man solle verbreiten, dass der Krieg unvermeidlich gewesen sei, weil Maria Theresia eine Unterdrückung der protestantischen Religion beabsichtige.“<sup>3789</sup> Im Fall Sachsens war es aber noch offenkundiger als bei der Okkupation Schlesiens im Jahr 1740, daß auf preußischer Seite keine religiösen Motive sondern allein Machtinteressen eine Rolle gespielt haben.

Im Gegensatz zu seinen Vorgängern, die alle einer Glaubenslehre angingen, hatte es der irreligiöse Friedrich besonders leicht, duldsam zu sein, da er selbst nicht in die Versuchung kam, anderen eine eigene Religion aufzunötigen. Diese Tatsache entwertete in den Augen mancher Zeitgenossen seine Toleranz gegenüber den verschiedenen Religionen.<sup>3790</sup> Es kann auch kein Zweifel daran bestehen, daß auch in religiösen Fragen im friderizianischen Preußen Intoleranz geherrscht hätte, wenn Friedrich gläubig gewesen wäre. Denn er war in allen Fragen, die ihn wirklich interessierten, vollständig unduldsam. Die friderizianische Toleranz nahm ohnehin von der Theologie in Richtung auf Wissenschaft, Kunst und Geschichte ganz langsam ab und ging in politischen und militärischen Fragen gegen Null. Alles andere wäre angesichts der Machtverhältnisse und Ge-

<sup>3785</sup> zit. bei Beyerhaus, S.13

<sup>3786</sup> Friedrich II. an den Marquis d'Argens, Freiberg, 19.2.1760, zit. bei Schumann, S.194

<sup>3787</sup> zit. bei Krockow (1), S.39

<sup>3788</sup> Gemeint ist Maria Josepha, Kurfürstin von Sachsen. Die ursprünglich protestantischen Wettiner waren im Gegensatz zur Mehrheit ihrer Untertanen zur katholischen Religion übergetreten, um für die polnische Königskrone kandidieren zu können.

<sup>3789</sup> Zitate bei J.G. Droysen (3), Bd.3, S.239 Fn.\*\*\*

<sup>3790</sup> z.B. berichtete der preußische Gesandte Chambrier am 9.8.1748 aus Paris ein gängiges Urteil über Friedrichs Toleranz gegenüber den Religionen: „Le sacrifice, qu'il fait aux dépens de celle, dans laquelle il est né, est médiocre, quand il ne se soucie pas plus de l'une de l'autre.“ (zit. bei Lehmann (3), T.3, S.212)

wohnheiten im Europa des 18. Jahrhunderts auch einem Wunder gleichgekommen. Und Friedrich als wäre der Letzte gewesen, der hier eine Ausnahme hätte bilden wollen.

Am 22.6.1740 schrieb der König in seinem typischen Deutsch die berühmte Randbemerkung zu einer Kabinettsorder: „Die Religionen Müssen alle Tolleriret werden und Mus der fiscal nuhr das auge darauf haben das Keine der anderen abbruch Tuhe, den hier mus jeder nach Seiner Fasson selich werden.“<sup>3791</sup> Ähnlich hieß es im selben Jahr: „alle Religionen Seindt gleich und guht wan nuhr nur die leüte so sie profesiren Ehrliche leüte seindt, und wen Türken und Heiden kähmen und wolten das Land Pöpliren, so wollen wier sie Mosqueen Moscheen und Kirchen bauen.“<sup>3792</sup> Keine seiner Aussagen ist häufiger zitiert worden, nichts hat seinen Nachruhm mehr gefördert. Es war daraufhin kein Wunder, daß die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wachsende Idee der Aufklärung, die nicht zuletzt gegen religiöse Intoleranz und Aberglauben zu Felde zog, gerade in Preußen eine natürliche Heimstätte zu haben glaubte. Friedrichs Bekundungen waren in diesem Fall keine Lippenbekenntnisse. In Schlesien überließ er sogar den im übrigen Europa nicht selten bekämpften Jesuiten sieben Gymnasien und die katholische Fakultät der Breslauer Universität<sup>3793</sup>, um dem an Rom orientierten Teil seiner neuen Untertanen jeden Argwohn gegenüber dem protestantischen Berlin zu nehmen. Die 1773 erfolgte Aufhebung des Jesuiten-Ordens durch den Papst wurde in Preußen nicht umgesetzt.<sup>3794</sup>

Die Duldsamkeit des friderizianischen Staates ging so weit, daß die katholische Gemeinde in Berlin seit 1747 bis 1773 im Zentrum der Hauptstadt auf eigene Kosten<sup>3795</sup> die Hedwigskirche bauen durfte.<sup>3796</sup> 1775, nachdem die Türkei ein Jahr zuvor die Krim verloren hatte, dachte Friedrich konkret an die Ansiedlung

<sup>3791</sup> Randverfügung vom 22.6.1740, zit. bei Lehmann (3), T.2, S.3; Faksimile abgedr. bei Delbrück, S.176 b

<sup>3792</sup> Randverfügung vom 15.6.1740, zit. bei Lehmann (3), T.2, S.3 – 1775 kam Friedrich II. auf diesen Gedanken zurück, als er Tartaren in Westpreußen ansiedeln wollte und gleichfalls den Bau von Moscheen versprach. (Friedrich II. an Kammerdirektor von Gaudi, Marienwerder, 7.6.1775, zit. bei Bardong, S.481)

<sup>3793</sup> Beyerhaus, S.9

<sup>3794</sup> Hubatsch (2), S.199 – Dabei ging es Friedrich II. weder um Abneigung noch zum Zuneigung, sondern allein um „die Unmöglichkeit, Leute zu finden, welche zur Erziehung der Jugend niemals so tauglich sein könnten, als es die, welche sich diesem mühsamen Amt gänzlich überlassen, wirklich sind. (Bericht des österreichischen Gesandten von Swieten über eine Audienz bei Friedrich II., Berlin, 2.1.1774, P.C. Bd.35, S.9)

<sup>3795</sup> Kabinettsbefehl vom 22.11.1775, zit. bei Lehmann (3), T.5, S.72 – Die Gemeinde sammelte auch in Rom, dem übrigen Italien, Spanien, Portugal, Frankreich, dem Reich und Österreich Geld. (Eingabe der katholischen Gemeinde vom 12.5.1765, zit. bei Lehmann (3), T.4, S.648, 649) – Evangelische Kirchenhäuser wurden generell auf Kosten des Königs gebaut. Bei katholischen Kirchen war Friedrich in Einzelfällen zur Hilfe bereit.

<sup>3796</sup> Hierauf war Friedrich sehr stolz, wie aus einer eigenhändigen Nachschrift unter einem Kabinettschreiben vom 8.10.1773 hervorgeht: „Si l'on n'est pas convaincu de ma tolérance, on est bien difficile; aucune église luthérienne ou calviniste ne sera élevée ni à Bamberg ni à Würzburg ni à Saltzbourg...ni ailleurs.“ (Lehmann (3), T.4, S.555, 556)

von Tartaren in seiner neuen Provinz Westpreußen.<sup>3797</sup> Davon sollte auch die europäische Öffentlichkeit erfahren, denn der König war immer auf seine Wirkung bei den europäischen Intellektuellen bedacht. Am 13.8.1775 berichtete er Voltaire, daß er mit 1.000 mohammedanischen Familien verhandele: „Wir werden dann religiöse Waschungen haben und Illih, Allah singen hören, ohne uns darüber zu ärgern.“<sup>3798</sup> Was konnte einen König bei „aufgeklärten“ Zeitgenossen populärer machen als solche Bekenntnisse in einer Zeit, in der sich die besten Köpfe Europas noch immer wegen Verfolgungen aus religiösen Gründen erhitzten mußten? Der Borusse war hier geradezu revolutionär. Die proklamierte Toleranz gegenüber dem Islam oder „Heiden“ kam allerdings in der Praxis mangels solcher Untertanen nicht auf den Prüfstand.

Die religiöse Toleranz im friderizianischen Preußen war mustergültig und eine Ausnahme im Europa des 18. Jahrhunderts und ist insgesamt als positiv zu werten. Sie kam dem Ideal der Aufklärung nahe und war praktisch ein Verzicht des absoluten Staates auf die Beherrschung dieser höchstpersönlichen Lebensäußerung seiner Untertanen. Sie war auch ein Vorbild für das österreichische Toleranzedikt vom 13.10.1781. Letztlich war aber auch für den „aufgeklärten“ absoluten Monarchen jede Religion nützlich, weil sie grundsätzlich geeignet war, zur Disziplinierung der Untertanen beizutragen. Auch und gerade der jeder Religion abgeneigte Friedrich legte großen Wert auf die „christliche Unterweisung der Jugend zur wahren Gottesfurcht“<sup>3799</sup>, weil sie immer auch die Furcht und den Gehorsam gegenüber der weltlichen Obrigkeit im Gefolge haben sollte. Auf den Gehorsam gegenüber der Obrigkeit kam es letztlich an, um die Soldaten von der Desertion ab- und die Zivilisten zu Fleiß und Steuerzahlung anzuhalten. So nutzte der säkularisierte friderizianische Staat doch die Schwächen der menschlichen Natur, die Furcht vor unsichtbaren Mächten und dem Tod für seine Zwecke. Auch unter diesem Gesichtspunkt erwies sich die religiöse Toleranz als zweckmäßig.

### 9.1.3 Grenzen der religiösen Toleranz

Es gab jedoch deutliche Abstufungen der Religionen in der Gunst des Herrschers, obwohl er formal allen Glaubensgemeinschaften gleichmäßig ablehnend gegenüber stand. Zwar garantierte Friedrich nach der Eroberung Schlesiens der katholischen Kirche ihr weltliches Eigentum.<sup>3800</sup> Auch im Heer war seit Friedrich Wilhelm I. der katholische Gottesdienst erlaubt.<sup>3801</sup> Aber Katholiken wurden in Preußen – von ganz seltenen Ausnahmen abgesehen – nicht in den (höhe-

---

<sup>3797</sup> Brief Friedrichs II. an seine Verwaltung in Westpreußen v. 22.5.1775, zit. bei E.P. Reimann (1), Bd.1, S.561

<sup>3798</sup> zit. bei E.P. Reimann (1), Bd.1, S.562; Œuvres Bd.23, S.344 – Die Verhandlungen scheiterten.

<sup>3799</sup> General-Landschulreglement vom 12.8.1763, zit. bei Bardong, S.426

<sup>3800</sup> In Westpreußen wurde das Kirchenland gegen eine Geldentschädigung vom Staat eingezogen.

<sup>3801</sup> Tümpel, S.226, 228

ren, zivilen) Staatsdienst aufgenommen<sup>3802</sup>, was vor allem für gehobene Stände empfindlich war, weil oft nur der Staat attraktive Arbeitsplätze anbot. In der friderizianischen Ära standen vor allem schlesische Katholiken unter dem Generalverdacht pro-österreichischen Sympathisantentums.<sup>3803</sup> Friedrich II. war bis zu seinem Tod zudem der Überzeugung, daß Anhänger der katholischen Religion stets bestrebt sein würden, „sich die Oberhand zu verschaffen“.<sup>3804</sup> Nach 1740 zog sich der katholische schlesische Adel, soweit er nicht überhaupt das Land verließ, weitgehend aus dem Staatsdienst zurück oder wurde ausgeschlossen.<sup>3805</sup>

Abgesehen von der freien Religionsausübung verfolgte Friedrich die jüdische Glaubensgemeinschaft, die eine verschwindende Minderheit in Preußen war<sup>3806</sup>, geradezu mit Haß. Einzelne nützliche Personen mit Spezialkenntnissen waren die Ausnahme. Nur wenn der König einzelne Anhänger dieser Religion als Manufakturunternehmer, Großkaufleute oder Bankiers brauchen konnte, behandelte er sie mit Respekt. Das galt vor allem für jene, die sich bei der Beschaffung von Silber, als Münzpächter und während des Siebenjährigen Krieges als Getreidelieferanten nützlich gemacht hatten.<sup>3807</sup> Aber der für alle anderen maßgebliche Text und Geist des Generaljudenreglements vom 17.4.1750 – Mirabeau nannte es „würdig eines Kannibalen“ – war an mittelalterlichen Vorbildern orientiert, nachdem das Aufnahmeprivileg von 1671 bereits von Duldsamkeit geprägt gewesen war. Friedrichs Generaljudenreglement stellte „in der Rechtsgeschichte der preußischen Juden einen Tiefpunkt dar“<sup>3808</sup> zu einer Zeit, als Friedrichs Ruf als *roi-philosophe*, als Protektor der europäischen Aufklärer und Gastgeber Voltaires auf dem Höhepunkt war.

1744 wurde den Juden in Preußen eine kollektive Sondersteuer auferlegt, indem sie als Gesamtschuldner 3.000 Mark Feinsilber an die staatliche Münze abliefern mußten, die daraus immer mehr neue Taler schlug und den Schlagschatz an den König abführte. Diese Zahlungen wuchsen bis zum Ende des friderizianischen Regimes weiter an. (Nur) Juden mußten in den Städten für den dauernden oder vorübergehenden Aufenthalt ein Schutzgeld und andere Abgaben, z.B. für Trauscheine, zahlen. (Nur) Juden wurden gezwungen, unverkäufliches, weil minderwertiges königliches Porzellan und wettbewerbsunfähige Stoffe aus staatlichen Manufakturen zum vollen Preis zu kaufen. Ein Handwerk durften sie nicht betreiben, der Staatsdienst blieb ihnen verschlossen, der Erwerb von Grund und

<sup>3802</sup> Mehring (2), S.78; Ritter (1), S.203

<sup>3803</sup> Andererseits berichtet Krug (1), T.2, S.391, 392, die höhere katholische Geistlichkeit sei um 1805 mit Bezügen zwischen 10.000 und 30.000, sogar bis zu 100.000 Talern jährlich sehr gut besoldet gewesen.

<sup>3804</sup> z.B. Kabinettsorder aus Potsdam vom 19.4.1786, zit. bei Lehmann Teil 5, S.688

<sup>3805</sup> Ziekursch, S.11

<sup>3806</sup> Um 1750 lebten in Preußen etwa 4.700, um 1800 etwa 7.650 Juden. (Heinrich (1), S.95)

<sup>3807</sup> Herm. Fechner, S.451

<sup>3808</sup> J. Schoeps, S.178

Boden war ihnen verboten. Die Zahl jener Waren, mit denen sie Handel treiben durften, wurde immer weiter verringert. Wenn bei einem Diebstahl ein Jude beteiligt war, wurde die gesamte Gemeinde haftbar gemacht. Auch andere Bestimmungen hatten zum Ziel, die Juden außerhalb des Rechts zu stellen.<sup>3809</sup> Die Abneigung des Königs manifestierte sich nicht nur in wirtschaftlichen und finanziellen Fragen: Friedrich II. lehnte die Aufnahme des Philosophen Moses Mendelssohn<sup>3810</sup> in die Berliner Akademie der Wissenschaften ab, weil er Jude war.<sup>3811</sup> Nach der Annexion Westpreußens sollten die nicht wohlhabenden Juden aus der neuen Provinz „weggeschafft“ werden.<sup>3812</sup>

Diese krasse Benachteiligung von Anhängern des jüdischen Glaubens war mit Friedrichs Habitus als „aufgeklärter“ Monarch nicht zu vereinbaren. Allerdings stand er in diesem Fall nicht allein. Er teilte seine Abneigung z.B. mit dem Intellektuellen Voltaire.<sup>3813</sup> Friedrichs Aversion gegen diese Religionsgemeinschaft ist auf den ersten Blick nicht zu erklären, weil ihn christlicher religiöser Eifer jedenfalls nicht dazu gebracht haben kann. Da ihm die christlichen Religionen von Herzen gleichgültig waren, kommen nur andere Motive und Ziele in Betracht, bei denen Friedrich die Juden als Gegner oder gar Feinde ausgemacht haben könnte. Da sie als politischer oder militärischer Faktor nicht ins Gewicht fielen, fällt Friedrichs großes Steckenpferd, die Wirtschafts- und Finanzpolitik, ins Auge. Auf diesem Feld waren die Juden allerdings die lebende Negation aller friderizianischen Prinzipien. Man sagte ihnen nach, daß sie von den im friderizianischen Preußen üblichen Geschäftsmethoden abwichen, „indem sie mit weit niedrigeren Preisen erhöhten Umsatz erzielten und durch direkte oder indirekte Werbung Kaufbedürfnisse weckten... Im einzelnen warf man den Juden vor, sie kämen nur durch Betrug, Schmuggel, Diebstahl und Hehlerei zu derart niedrigen Preisen, sie bereicherten sich durch Wucher, also überhöhte Zinsen... und seien um des Gewinns willen potentielle Verräter gegenüber feindlichen Nachbarstaaten.“<sup>3814</sup> Mit anderen Worten: Sie repräsentierten innerhalb der friderizianischen Staatswirtschaft so etwas wie ein liberales, alternativfortschrittliches, „westliches“ Element. Und nichts war Friedrich II. so zuwider wie individuelle wirtschaftliche Freiheit, bzw. die Idee, es ginge in der preußischen Volkswirtschaft auch ohne ihn. Es mußte ihn provozieren, daß sich die

<sup>3809</sup> Riedel, S.77; Herm. Fechner, S.43; J. Schoeps, S.179; Rachel (2), S.48

<sup>3810</sup> (1729–1786)

<sup>3811</sup> Möller (1), S.71 – Die von Friedrich I. gegründete „Societät der Wissenschaften“ förderte den Ruhm der deutschen Wissenschaft, die Reinigung der deutschen Sprache, das Studium der deutschen Reichs- und Kirchengeschichte, die Physik, Mathematik, Astronomie, Mechanik sowie Mittel zur Verbreitung des Glaubens und den Schutz des Königreichs Preußen vor Überschwemmungen und Feuersbrünsten.

<sup>3812</sup> zit. bei E.P. Reimann (1), Bd.1, S.541

<sup>3813</sup> Heinrich (1), S.95; Mönch, S.335, 336

<sup>3814</sup> Jersch-Wenzel (1), S.154 – 1937 bescheinigte St. Skalweit (3), S.21, Friedrich II. im antisemitischen Zeitgeist während des Nationalsozialismus zustimmend, der König habe mit den Juden „vor allem das auf Zwischenhandel eingestellte, unproduktive Händlertum als den natürlichen Feind der aufstrebenden Industrie“ bekämpft.

## 11 Friedrich, der Nationalheld

Nicht zu unterschätzen ist die langfristige Wirkung der tiefgreifenden Depression, die der Dreißigjährige Krieg mit der Verwüstung ganzer Landstriche und der Ausrottung großer Teile der Bevölkerung im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation hinterlassen hat. Die Überwindung dieses Traumas war mindestens bis in das 19. Jahrhundert hinein nicht abgeschlossen. Die natürliche Reaktion der Deutschen auf die Verwüstung ihrer Provinzen war zum einen die Neigung, sich aus den Händeln der Welt nach Möglichkeit herauszuhalten. Gleichzeitig war aber der wenigstens unterbewußte Wunsch virulent, aus dem Zustand der Demütigung und der Selbstzweifel heraus wieder auf die Seite der Sieger der Geschichte zu wechseln. Mit Händen zu greifen war die Sehnsucht der Deutschen im 19. Jahrhundert, eine den Großen der Geschichte der Nachbarn ebenbürtige Identifikationsfigur zu besitzen. Dieses Bedürfnis wurde von Historikern bedient. Deutschnationale Stilisierer der Kultfigur Friedrich haben ihm einen über Preußen hinausreichenden deutschen Patriotismus nachgedichtet. Ein „nationales deutsches Gemeinschaftsempfinden“ soll ihm „keineswegs fremd“ gewesen sein.<sup>3981</sup> Es wird fabuliert, Friedrich habe sein Preußen „auf den Weg seiner deutschen Mission“ geführt.<sup>3982</sup> Er soll bereits 1756 „die Identität des preussischen und des deutschen Interesses“ empfunden und die Westminster-Konvention auch zum Schutz Hannovers vor den Franzosen abgeschlossen haben, „um die deutschen Grenzen zugleich mit den seinen zu hüten“.<sup>3983</sup> Er habe zugleich für Deutschlands Zukunft gefochten, indem er preußische Interessen vertrat.<sup>3984</sup>

Der König hätte über solche Ergüsse wohl privatim gelacht und sich mokiert, gleichzeitig aber den wohlfeilen Ruhm genossen. Doch nichts von alledem hat er beabsichtigt. Deutschland, die Deutschen und die deutsche Kultur waren dem Borussen vollkommen gleichgültig, wenn nicht gar widerwärtig. Wenn er gelegentlich einen „patriotisme germanique“<sup>3985</sup> bemühte, dann stets als Forderung, die sich an andere richtete, und vorzugsweise zur Abwehr von Habsburger Expansion im Reich. Seinen Zeitgenossen war das bekannt. Erst im 19. Jahrhundert sind ihm dann derartige nationale Regungen nachgedichtet worden. Auch die (klein-)deutschnationale Propaganda nach dem ersten Drittel des 19. und während der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert, die aus Friedrich einen Vorkämpfer deutscher Einheit unter Ausschluß Österreichs machen wollte, geht fehl.

Sein Preußen und erst recht das übrige Deutsche Reich blieben Friedrich dem Großen zeitlebens fremd. Noch 1781 stellte er fest, das deutsche Volk habe sich

<sup>3981</sup> so z.B. Burneleit, S.38

<sup>3982</sup> so Schmidt, S.4

<sup>3983</sup> so Delbrück (1), S.33, 34

<sup>3984</sup> so Dickhuth, S.137

<sup>3985</sup> z.B. Friedrich II. an Minister Finckenstein, Potsdam, 8.4.1781, P.C. Bd.45, S.368

„bisher auf nichts verstanden als aufs Essen, Trinken, Lieben, Kämpfen“.<sup>3986</sup> Seine Welt war Frankreich, aber nicht einmal das zeitgenössische Frankreich, sondern jenes der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. In dessen Sprache, Literatur und Philosophie war er zu Hause. Dieses Frankreich Louis' XIV. war Friedrichs geistige Wahlheimat. Bereits 1716 hatte Friedrich Wilhelm I. u.a. den Hugenotten Jacques Egide Duhan de Jandun<sup>3987</sup> mit der Erziehung seines ältesten Sohnes betraut und damit durchaus im Stil seiner Zeit, aber aus seiner Sicht ungewollt, eine Weichenstellung vorgenommen. In Friedrichs Jugend war die Herrschaft der französischen Sprache und Kultur in Europa auf ihrem Höhepunkt. Alle Angehörigen des Adels in Europa lernten vor allen anderen die Sprache und die Dichtung der Epoche Louis' XIV von Frankreich kennen, die wenigstens zum Teil ihre geistige Heimat wurde. Nur jeder kulturellen Regung abgewandte Naturen wie Friedrich Wilhelm I. konnten sich der Dominanz der französischen Gedankenwelt entziehen.

Zwar verschaffte nur der Gebrauch der französischen Sprache, der Universal-sprache jener Zeit, die Gelegenheit, mit europäischen Diplomaten oder Schriftstellern unkompliziert zu konferieren oder zu korrespondieren. Doch Friedrichs Vorliebe für die französische Sprache ging über reine Nützlichkeitserwägungen weit hinaus. Die französische Sprache wurde zur eigentlichen Muttersprache des Prinzen Friedrich. Wie ein Herrscher über ein von der deutschen Nation separiertes Preußen bevorzugte Friedrich II. die französische Sprache und Kultur mit der ihm eigenen Neigung zur Ausschließlichkeit. Sogleich nach seinem Regierungsantritt, bereits am 21.6.1740, hat er für den auswärtigen Schriftverkehr seiner Regierung das Französische verbindlich vorgeschrieben.<sup>3988</sup> Das wirkte sich bald auf die Auswahl des Personals aus. Am Ende des Jahrhunderts sprach man von einer „Gallokratie“ sogar auf der unteren und mittleren Ebene der Beamten-schaft im preußischen Außenministerium.<sup>3989</sup>

Für Veröffentlichungen der Akademie der Wissenschaften war die französische Sprache vorgeschrieben. Deutsche Künstler und Wissenschaftler fanden seit 1740 in Berlin und Potsdam nicht häufiger, sondern immer seltener Anerkennung. Unter den in den Jahren 1751 bis 1760 neu ernannten 79 Mitgliedern der Berliner Akademie waren immerhin noch 23 Deutsche. Aber in den Jahren 1764 bis 1786 brachte es nur noch einer von 27 so weit.<sup>3990</sup> Die deutschsprachigen

---

<sup>3986</sup> Friedrich II. an d'Alembert, 6.1.1781, Werke Bd.8, S.311

<sup>3987</sup> P. Baumgart (4), S.8 – Der Vater des in der Champagne geborenen Duhan (1685–1746) kam 1687 wegen des Edikts von Nantes nach Berlin und wurde Sekretär beim Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Duhan wurde 1716 Gehilfe bei der Erziehung des Kronprinzen und 1727 Rat beim Gericht der Hugenotten. 1730 wurde er nach Friedrichs Fluchtversuch von Friedrich Wilhelm I. in Memel eingekerkert, von Friedrich aber 1733 auf einen Posten beim Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel vermittelt und sogleich nach der Thronbesteigung 1740 nach Berlin zurückgeholt und mit einer Pension versorgt.

<sup>3988</sup> Hubatsch (2), S.229 – Ausgenommen waren die Reichsangelegenheiten.

<sup>3989</sup> Kohnke, S.328

<sup>3990</sup> Möller (1), S.72



## 12 Friedrich, der große Charismatiker

### 12.1 Größe

Der Beiname „der Große“, mit dem die Berliner Friedrich II. erstmals Ende 1745 nach seiner Rückkehr aus dem zweiten Schlesischen Krieg begrüßten<sup>4021</sup>, ist nicht unproblematisch. Es ist nicht immer nachvollziehbar, nach welchen Kriterien er bis heute verwendet wird. Die überragende Figur der Neuzeit, Napoléon I., der nicht nur ein militärisches, sondern auch ein administratives Genie war, muß ohne ihn auskommen. Dennoch steht die Einzigartigkeit, ja Genialität des Korsen – mit seinen Vorzügen, Schwächen und Verbrechen – bis heute außer Zweifel. Maria Theresia, die vom Schreibzimmer aus ebensoviel für ihren Staat geleistet hat, wie Friedrich II., muß in der Regel darauf verzichten, als „die Große“ geehrt zu werden. Wahrscheinlich hätte sie ohnehin wenig Lust darauf gehabt. Statt dessen wird bis heute aus dem Kreis der Zeitgenossen Friedrichs II. nur Zar Peter I. und die Zarin Katharina II. so geschmückt, obwohl beide, trotz allem aufklärerischen Gehabe, an der Spitze eines menschenverachtenden, in fast jeder Hinsicht rückständigen Regimes standen. Bei Louis XIV. von Frankreich hat sich die Glorifizierung seines Namens hingegen ebensowenig gehalten wie beim Kaiser und König Wilhelm I. von Preußen.

Schieder<sup>4022</sup> liefert eine Begründung, warum sich der Beiname für Friedrich II. in Preußen durchgesetzt hat: „Die patriotische Stimmung in einem kleinen Lande verleiht großen Taten eine überdimensionale Bedeutung und erhob Siege wie den von Hohenfriedberg und von Leuthen in den mythischen Bereich und den Sieger zu einer charismatischen Figur.“ Wegen der wachsenden Dominanz Preußens in Deutschland nach Friedrichs Tod ist der Gebrauch des Beinamens auch dort erklärlich. Aber auch in Frankreich und England, sogar in den Vereinigten Staaten von Amerika hat sich der Beiname gehalten. Fast alle Historiker haben ihn verwendet. Es fällt dabei auf, daß sie bei aller oft hymnischen Bewunderung der friderizianischen Regierung fast immer auf eine explizite Begründung der Heraushebung dieses Königs aus dem Kreis seiner Kollegen verzichten haben, als verstünde sie sich von selbst. Ausnahmsweise findet man die Begründung, Friedrich II. habe „auf dem Scheitelpunkt seiner Karriere militärisches Genie mit zivilem Genie“ verbunden und „die Staatsräson an die Stelle der Herrscherräson“ gesetzt.<sup>4023</sup>

Es ist fraglich, ob Friedrich II. seinen Beinamen verdient hat. Er selbst wollte ihn nur „heldenhaften und fleckenlosen Charakteren“ zubilligen.<sup>4024</sup> Ob er sich

<sup>4021</sup> Ritter (1), S.117; Hildebrand, S.82; Schieder (1), S.478

<sup>4022</sup> (1), S.482

<sup>4023</sup> so Noack, S.126

<sup>4024</sup> Werke Bd.1, S.90, am Beispiel des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm

selbst so gesehen hat, ist nicht überliefert. Er hat sich jedenfalls nie gegen den Beinamen gewehrt. Er stand und steht ihm zu, wenn man ausdrücken will, daß dieser Monarch als Persönlichkeit weit herausgeragt hat aus dem gewöhnlichen Mittelmaß seiner europäischen Amtskollegen. Friedrich II. war in der Kombination seiner Fähigkeiten und seiner Persönlichkeit eine singuläre Ausnahmeerscheinung. Aber er war kein vorbildlicher, fehlerfreier Herrscher. Ein „militärisches und politisches Genie“<sup>4025</sup> war dieser König keineswegs. Der Beiname sollte richtig und maßvoll verstanden werden zur Kennzeichnung einer über das menschliche Normalmaß hinausragenden Persönlichkeit, die durch besondere Leistungen und Charakterstärke, aber nicht durch Fehlerlosigkeit oder Übermenschlichkeit auf sich aufmerksam gemacht hat. Der Beiname ist nur dann am Platz, wenn man damit nicht in apoletischer Übersteigerung „Friedrich, der Unfehlbare, der alles richtig gemacht hat“ meint. Der Beiname wird auch dann problematisch, wenn man damit den Anspruch verbindet, dieser Hohenzoller – bzw. das Bild, das Historiker von ihm zeichnen – könne in irgendeiner Hinsicht einer westlichen demokratischen Gesellschaft im 21. Jahrhundert als Vorbild, Maßstab oder auch nur zur Orientierung dienen. Diesen hohen Anforderungen würde Friedrich II. nicht gerecht. Er verkörperte schon zu seiner Zeit auf den meisten Gebieten die Beharrung wenn nicht gar den Rückschritt und hat uns heute nichts mehr zu sagen. Er ist nur noch als historisches Phänomen interessant.

Die herausragende, den Beinamen rechtfertigende Leistung Friedrichs des Großen wird man neben seinem Augenmaß im Kriegsglück in seinem beharrlichen Willen zur Behauptung Schlesiens in den Jahren 1758 bis 1763 sehen können. Er war die Seele des preußischen Widerstands gegen die scheinbar unumstößlichen Gesetze von Zahl und Wahrscheinlichkeit. Nach der Schlacht bei Liegnitz im August 1760 schrieb ein französischer Gesandter im Lager der Österreicher: „Man hat gut reden, daß der König von Preußen schon halb zugrunde gerichtet ist, daß seine Truppen nicht mehr dieselben sind, daß er keine Generale hat; alles das mag wahr sein, aber sein Geist, der alles belebt, bleibt immer derselbe, und unglücklicherweise bleibt der Geist bei uns auch immer derselbe.“<sup>4026</sup> „Was Friedrich der Welt und der Nachwelt in diesen Jahren darbot, war das Schauspiel einer äußersten Standhaftigkeit, Zähigkeit und Unerschütterlichkeit bei völligem Fehlen jeder Hoffnung; einer unbegrenzten stoischen Leidensfähigkeit, ja Abgestorbenheit, an der jeder Schicksalsschlag, abprallte. Dieser König, der als frivoles ‚Schoßkind des Glücks‘ (sein Ausdruck) begonnen hatte, zeigte im Unglück die Haltung eines Indianers am Marterpfahl.“<sup>4027</sup> „König Friedrich wird ‚der Große‘ genannt, nicht nur, weil er die Fatalität mit so außerordentlicher Keckheit attackierte, sondern namentlich auch, weil er einem so gewaltigen Gegendruck von Haß, einsam, mit fast übermenschlicher Nervenkraft Widerpart zu

<sup>4025</sup> so z.B. Wandruszka, S.387

<sup>4026</sup> zit. bei Schlieffen, S.103

<sup>4027</sup> Haffner, S.120

## 13 Das Erbe Friedrichs des Großen

### 13.1 Gewaltpolitik und Militarismus

Hintze<sup>4057</sup> bescheinigt dem friderizianischen Preußen für die Zeit nach dem Siebenjährigen Krieg einen „stark angespannten Militarismus“. Was bedeutet dieser Begriff? – Man definiert dieses Schlagwort als Störung des richtigen Verhältnisses zwischen kämpferischer Machtballung und echter Staatsvernunft oder als eine Übersteigerung und Überschätzung des Soldatentums, das zu einer Störung des rechten Verhältnisses zwischen Staatskunst und Kriegstechnik führt. Militarismus liegt dann vor, wenn das Kriegshandwerk sich den Schranken der Staatskunst entwindet und eine Eigengesetzlichkeit entfaltet, die zerstörerisch wirken muß, wenn „die (wirklichen oder angeblichen) technischen Zwangsläufigkeiten des Kriegführens das Übergewicht über die Erwägungen ruhiger Staatskunst gewinnen.“<sup>4058</sup> Hinzu kommt eine Dominanz militärischen Denkens auch im Frieden.

Im friderizianischen Preußen der Jahre 1740 bis 1806 hat es nach dieser Definition keinen echten Militarismus gegeben, denn die Armee stand immer unter dem Primat der Politik und kein Krieg ist auf drängen der Militärs gegen Bedenken der Politik geführt worden. Insoweit ist das Bonmot des Grafen Mirabeau – „andere Staaten besitzen eine Armee, Preußen ist eine Armee, die einen Staat besitzt“ – unzutreffend. Absoluter Gehorsam war auch für die höchsten Chargen der friderizianischen Armee eine Selbstverständlichkeit. Allerdings bestand die Hauptaufgabe von Volkswirtschaft und Regierung im friderizianischen Staat in der Sicherung des Unterhalts der Armee. 1740 gab der König 72.4 Prozent seiner Einnahmen von knapp sieben Millionen Talern für die Armee aus, 83.000 Mann standen unter Waffen bei einer Bevölkerung von etwa 2.24 Millionen Menschen. 1786 waren es sogar mehr als 5.5 Millionen Einwohner und 195.000 Soldaten.<sup>4059</sup> Auf einen Soldaten kamen in Preußen nur 29 Zivilisten, in Rußland jedoch 120, in Frankreich 145 und in der Donaumonarchie 96.<sup>4060</sup>

Wenn man diese Zahlen nach unseren heutigen Maßstäben mißt, kommt man tatsächlich zu dem Ergebnis, daß das Militär im friderizianischen Preußen eine alles beherrschende Rolle gespielt habe. Dieses Ergebnis ist aber zum Teil zu relativieren. Es ist zu beachten, daß die zur Armee gezogenen Inländer im Regelfall nur zwei Monate im Jahr dienten und ein Drittel des Heeres aus im Ausland angeworbenen Söldnern bestand. Der hohe Anteil des Militärs an den Staatsausgaben lag auch an der geringen Zahl der übrigen Staatsaufgaben und an

<sup>4057</sup> (1), S.10

<sup>4058</sup> Ritter (2), S.13

<sup>4059</sup> Krüger, S.53; Hubatsch (2), S.131. H.-J. Schoeps (2), S.397 – Hubatsch (2), S.233, berichtet von 5.8 Millionen. – Österreich hatte 297.000, Rußland 224.000 und Frankreich 182.000 Soldaten.

<sup>4060</sup> Kroener (3), S.393; Simsch, S.44

der im Vergleich mit unseren heutigen Parkinsonschen Verhältnissen winzigen Bürokratie.<sup>4061</sup> Zudem war ein europäischer Staat im 18. Jahrhundert, als der Krieg noch als selbstverständliches, mehr oder weniger ehrenhaftes Mittel staatlicher Vitalität galt, stärker in seiner Existenz gefährdet als etwa zu Beginn des 21. Jahrhunderts nach dem Ende des „Kalten Kriegs“.

Allerdings galt in Preußen der Militärdienst als der ehrenvollste Dienst am Staat und die Offiziere benahmen sich wie eine Elite, die jedes Vorrecht gegenüber Zivilisten beanspruchen durfte. Die Uniform wurde zum Symbol dieses Anspruchs. Seit 1725 trug Friedrich Wilhelm I. alltäglich den blauen Rock.<sup>4062</sup> Sein Sohn folgte diesem Beispiel zunächst mit Ausnahmen, später täglich. Das war aber nicht ganz neu in Europa, denn bereits Karl XII. von Schweden hatte täglich Uniform getragen als Ausdruck seiner Sonderstellung als *roi-connétable*. Immerhin haben nach 1763 viele europäische Herrscher das (gelegentliche) Uniformtragen nachgeahmt. Die extreme Fixierung auf den Waffenrock ließ auch schon bald wieder nach. Bereits seit 1786 büßte er als im Alltag unbequemes Kleidungsstück sein Monopol wieder ein. Friedrich Wilhelm II. trug im Privatleben bereits einen Frack. Sein Sohn Friedrich Wilhelm III. hielt es ebenso.

Doch „der gesamte Bürgerstand, sogar die Stadtmagistrate, mußten sich von den Offizieren die größten Eigenmächtigkeiten gefallen lassen. Das dauerte noch die ganze Regimentszeit Friedrichs des Großen hindurch, obgleich derselbe gleich bei seinem Regierungsantritt allen Offizieren der Armee eingeschärft hatte, sich künftig durchaus nicht mehr in das Justizwesen zu mengen. Noch nach dem Siebenjährigen Kriege waren fortwährend Edikte nötig, dem Soldaten sein Verhältnis zum Bürgerstande und den Magistraten klar zu machen. Noch Friedrich Wilhelm III. erließ die berühmte Kabinettsorder von 1798 gegen die Militairbrusquerie.“<sup>4063</sup> Die Vergötterung des Militärischen hat es auch in anderen Staaten gegeben. Aber in Frankreich, England, Österreich oder Italien war daneben immer noch etwas anderes – und sei es nur Kultur und Lebensart –, das Identität stiften konnte. In Preußen fehlten solche mildernden Elemente.

Andererseits kann man Augsteins<sup>4064</sup> Behauptung, Friedrich der Große habe der deutschen Geschichte mit dem Überfall auf Schlesien 1740 eine „Initialzündung“ gegeben, die schließlich in die Katastrophe von 1933/45 geführt habe<sup>4065</sup>, nicht uneingeschränkt folgen, weil sie mißverständlich ist. Denn ebenso wie die 1740 vom Soldatenkönig hinterlassene Armee nicht die „Initialzündung“ zum Überfall auf Schlesien war, konnte Friedrichs Eroberung und Behauptung dieser Provinz in drei Kriegen nur den Anlaß zu Überlegungen und Entscheidungen

---

<sup>4061</sup> ähnlich Hubatsch (3), S.22

<sup>4062</sup> H.-J. Schoeps (2), S.53; Wandruszka, S.417

<sup>4063</sup> Vehse (1), S.75

<sup>4064</sup> S.IV

<sup>4065</sup> Augstein, S.VI: „Ausgangspunkt einer im Ende recht schauerhaften Katastrophe.“

destillieren, (nur) unter der Diktatur einer herausragenden Führergestalt könne ein Volk auf die Höhe seiner Leistungsfähigkeit kommen. Es war kein Zufall, daß die letzte Lektüre Adolf Hitlers eine verherrlichende Biographie Friedrichs des Großen war und daß im Wohnraum des „Führerbunkers“ unter der Reichskanzlei, dem letzten Wohnsitz des Diktators, ein Porträt dieses Königs hing.

Aber für den Mißbrauch seines Namens durch Epigonen und Kriminelle, gar für die verbrecherische Politik der Nationalsozialisten ist Friedrich auch im Einzelfall nicht verantwortlich zu machen. Es hat niemals eine geistige Verbindung zwischen diesem Monarchen und den Nationalsozialisten gegeben, die er selbst wohl bestenfalls als kriminelles Lumpenpack bezeichnet hätte. Alles an dieser nationalsozialistischen Bewegung und ihren revolutionären plebejischen Elementen wäre dem elitären Friedrich mit seiner Vorliebe für die Aristokratie persönlich zuwider gewesen, wenn er solche Erscheinungen noch hätte erleben müssen.

---

Rechtsorganisation zugleich die Träger der Wirtschaftsorganisation sind.“ Ders. sah im 18. Jahrhundert eine „stillschweigende Verschwörung der Westmächte, eine neue Macht wie die preußische nicht aufkommen zu lassen, ihren Handel und ihre ganze Volkswirtschaft in Abhängigkeit zu halten.“ (S.50) Auch im Hinblick auf Friedrich den Großen erklärte der Autor, „die historische Gerechtigkeit“ billige „diejenige Systeme der Regierung, welche zu bestimmter Zeit und mit den Mitteln dieser Zeit nach innen und außen einem Volk das große Ziel nationaler Größe und sittlicher Gemeinschaft erreichen halfen, welche die Härten des nationalen und staatlichen Egoismus gegenüber den Nachbarn geadelt haben durch eine musterhafte innere Verwaltung.“ (S.52)



## Zeittafel

- 1415 Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg (1371–1440) wird als Friedrich I. Markgraf von Brandenburg.
- 1417 Friedrich I. wird Kurfürst.
- 1609 Das Herzogtum Cleve, die Grafschaft Mark und das Fürstentum Minden-Ravensberg fallen durch Erbschaft an das Haus Brandenburg-Hohenzollern.
- 1618 (Ost-)Preußen wird durch Kurfürst Johann Sigismund erworben.
- 1620 Geburt des späteren Kurfürsten Friedrich Wilhelm.
- 1648 Mit dem Westfälischen Frieden gewinnt Brandenburg Hinterpommern, Halberstadt, Minden-Ravensberg und die Anwartschaft auf Magdeburg.
- 1675 Preußischer Sieg über die Schweden bei Fehrbellin am 28. Juni.
- 1680 Das Herzogtum Magdeburg fällt an das Haus Brandenburg-Hohenzollern.
- 1683 Die Türken scheitern vor Wien.
- 1688 Tod des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm am 9. Mai.  
Geburt Friedrich Wilhelms (I.) am 14. August.
- 1694 Geburt Voltaires am 21. November.
- 1700 „Krontraktat“ vom 16. November, in dem Kaiser Joseph I. der Krönung des Kurfürsten Friedrich III. zum König *in* (Ost-)Preußen zustimmt.
- 1701 Friedrich I. krönt sich am 18. Januar in Königsberg selbst zum König.
- 1703 Das Fürstentum Moers fällt durch Erbschaft an das Haus Brandenburg-Hohenzollern.
- 1709 Entscheidende Niederlage der Schweden gegen die Russen bei Poltawa.  
Ende der Großmachtstellung Schwedens.

- 1712 Prinz Friedrich wird am 24. Januar, einem Sonntag, als Sohn des preußischen Thronfolgers Friedrich Wilhelm geboren.
- Geburt Jean-Jacques Rousseaus, einem der geistigen Väter der Französischen Revolution von 1789.
- 1713 Tod Friedrichs I. (geb. 1657) am 25. Februar. Friedrich Wilhelm I. wird König.
- Im Frieden von Utrecht vom 11. April zur Beendigung des Spanischen Erbfolgekriegs gewinnt Preußen neben der Anerkennung der Königswürde durch den größten Teil Europas das niederrheinische Obergeldern, einen Teil Westfalens sowie Neuchâtel und verzichtet auf das Fürstentum Orange, das an Frankreich fällt.
- Pragmatische Sanktion vom 19. April: Unteilbarkeit des habsburgischen Erbes und Möglichkeit der Erbfolge von Frauen in allen Teilen möglich.
- Preußisches Bündnis mit Rußland gegen Schweden im Oktober. In der Folge Eintritt Preußens in den Nordischen Krieg.
- 1715 Tod Louis' XIV. von Frankreich.
- Preußen erobert im Krieg gegen Schweden am 24. Dezember Rügen und Stralsund.
- 1717 Geburt Maria Theresias, einzige überlebende Tochter Kaiser Karls VI., am 13. Mai.
- Peter I. von Rußland zu Besuch in Berlin.
- Einführung der (theoretischen) allgemeinen Schulpflicht in Preußen.
- 1718 Tod Karls XII. von Schweden.
- Die preußische Armee führt den Gleichschritt und den eisernen Ladestock bei der Infanterie ein.
- 1719/21 Der Frieden von Stockholm/Nystadt beendet den Nordischen Krieg.
- Preußen erhält am 1. Februar 1720 von Schweden Vorpommern bis zur Peene mit Stettin, Usedom und Wollin.
- 1720 Staatsbankrott in Frankreich.
- 1723 Englisch-preußisches Defensivbündnis am 10. Oktober.



## Literatur

- Abusch, Alexander. Der Irrweg einer Nation. 3. Aufl. Berlin 1947.
- Althoff, Frank. Historische Einführung zu Bd.47 der Politischen Correspondenz Friedrichs des Grossen. Köln 2003.
- Allmayer-Beck, Johann Christoph. Die friderizianische Armee im Spiegel ihrer österreichischen Gegner. In: Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hrsg.). Friedrich der Große und das Militärwesen seiner Zeit. Herford 1987, S.33 ff.
- Andreas, Willy. Friedrich der Große und der Siebenjährige Krieg. Leipzig 1940.
- Anonymus (1) (Hrsg.). Friedrichs des Großen Briefe und Gedichte an Luise Eleonore von Wreech 1731/1761. Marburg 1952.
- Anonymus (2). Bemerkungen eines Reisenden durch die königlichen preußischen Staaten. Altenburg 1779.
- Anonymus (3). Zustand der Königlichen Preußischen Armee im Jahr 1787. Breslau 1787.
- Anonymus (4). Denkwürdigkeiten zur Charakteristik der preußischen Armee unter dem großen König Friedrich dem Zweiten. Aus dem Nachlasse eines alten preußischen Offiziers. Glogau 1826.
- Apel. Der Werdegang des preußischen Offizierkorps bis 1806 und seine Reorganisation. Oldenburg 1911.
- Archenholtz, Johann Wilhelm von (1). Geschichte des Siebenjährigen Krieges in Deutschland. Berlin 1791. Neudruck der Ausgabe Leipzig 1911, Osnabrück 1982.
- Archenholtz, Johann Wilhelm von (2). Gemälde der Preußischen Armee vor und in dem siebenjährigen Kriege. In demselben Band wie oben.
- Aretin, Karl Otmar Freiherr von (1). Heiliges Römisches Reich 1776–1806. 2 Bde. Wiesbaden 1967.
- Aretin, Karl Otmar Freiherr von (2). Friedrich der Große. Freiburg, Basel, Wien 1985.
- Aretin, Karl Otmar Freiherr von (3). Der Aufgeklärte Absolutismus als europäisches Problem. In: Ders. (Hrsg.). Der aufgeklärte Absolutismus. Köln 1974, S.11 ff.
- Aubert, Caspar (Hrsg.). Prag und Kolin. Nach dem Tagebuch eines norwegischen Offiziers während des Feldzugs in Böhmen 1757. In: Beiheft zum Militär-Wochenblatt. Jhrg. 1913, Heft 6, S.163 ff.
- Augstein, Rudolf. Preußens Friedrich und die Deutschen. Frankfurt a.M. 1981.
- Bachmann, Friedrich Christian von. Kurzer Entwurf einer Statistik der preussischen Staaten. Halle 1790.
- Bailleu, Paul. Der Ursprung des deutschen Fürstenbundes. In: HZ Bd.41 (München 1879), S.410 ff.
- Bardong, Otto (Hrsg.). Friedrich der Große. Darmstadt 1982.

- Barsewisch, C.F.R. von. *Meine Kriegs-Erlebnisse während des Siebenjährigen Krieges 1757–1763*. Berlin 1863.
- Baumgart, Peter (1). Friedrich der Große als europäische Gestalt. In: *Analecta Fridericiana*. Zeitschrift für historische Forschung. Beiheft 4. Hrsg. von Johannes Kunisch u.a. Berlin 1987, S.9 ff.
- Baumgart, Peter (2). Die Annexion und Eingliederung Schlesiens in den friderizianischen Staat. In: Ders. (Hrsg.). *Expansion und Integration*, Köln/Wien 1984, S.81 ff.
- Baumgart, Peter (3). Wie absolut war der preußische Absolutismus? In: Schlenke, Manfred (Hrsg.): *Preußen. Politik, Kultur, Gesellschaft*. Bd.1. Hamburg 1986, S.103 ff.
- Baumgart, Peter (4). Kronprinzenopposition. Zum Verhältnis Friedrichs zu seinem Vater Friedrich Wilhelm I. In: Duchhardt, Heinz (Hrsg.): *Friedrich der Große, Franken und das Reich*. Köln u. Wien 1986, S.5 ff.
- Baumgart, Peter (5). Schlesien in der Politik Friedrichs des Großen. In: Treue, Wilhelm (Hrsg.). *Preußens großer König*. Freiburg/Würzburg 1986, S.161 ff.
- Baumgart, Peter (6). Tendenzen der spätfriderizianischen Verwaltung im Spiegel der *Acta Borussica*. In: *Acta Borussica*. Behördenorganisation. Bd.16, Teil 2, Hamburg u. Berlin 1982, S.XXI ff.
- Baumgart, Wilfried. Der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges. In: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* Bd.11 (1/1972), S.157 ff.
- Beer, Adolf (1). Die Sendung Thugut's in das preußische Hauptquartier und der Friede zu Teschen. In: *HZ* Bd.38 (München 1877), S.403 ff.
- Beer, Adolf (2). Zur Geschichte des bayerischen Erbfolgekrieges. In: *HZ* Bd.35 (München 1876), S.88 ff.
- Beguelin, Heinrich von. *Historisch kritische Darstellung der Accise- und Zollverfassung in den Preußischen Staaten*. Berlin 1797.
- Benekendorff, Carl Friedrich von. *Des Präsidenten Benekendorff kleine ökonomische Schriften*. Bd.2. Küstrin 1786.
- Bellugou, Henri. *Voltaire et Frédéric II au temps de la Marquise du Châtelet*. Paris 1962.
- Bergér, H. *Überseeische Handelsbestrebungen und koloniale Pläne unter Friedrich dem Großen*. Leipzig 1899.
- Berney, Arnold (1). *Friedrich der Grosse. Entwicklungsgeschichte eines Staatsmannes*. Tübingen 1934.
- Berney, Arnold (2). Über das geschichtliche Denken Friedrichs des Großen. *HZ* Bd.150 (München u. Berlin 1934), S.86 ff.
- Bernhardi, Friedrich von (1). Das Studium der Fridericianischen Kriege in ihrer Bedeutung für die moderne Kriegskunst. In: *Beiheft zum Militär-Wochenblatt*. Jhrg.1892, Heft 4, S.165 ff.

## Personenregister

- Alembert, Jean Baptiste de 32, 83, 507, 705f., 725, 735, 742, 765
- Algarotti, Francesco Graf 78, 119, 123, 457, 706
- Amalie, Prinzessin von Preußen 31, 61, 96
- Anna Iwanowna, Zarin von Russland 159
- Apraxin, Stephan Fedorowitsch Graf 211, 373, 416
- Argens, Jean Baptiste Marquis d' 54, 77, 321, 333, 366, 716
- Arndt, Ernst Moritz 613
- Arnold, Christian, Mühlenpächter 101, 733ff., 770
- August II., Kurfürst von Sachsen (Friedrich August I.) u. König von Polen 678
- August III., Kurfürst von Sachsen (Friedrich August II.) u. König von Polen 237, 295, 411, 662, 666, 679
- August Wilhelm, Prinz von Preußen 21, 24, 28, 55, 61ff., 90ff., 172, 175, 215, 220, 231, 258, 263, 266, 323, 651f., 658, 716
- Belle-Isle, Charles Louis Auguste Fouquet, Comte de 282
- Bernis, François Joachim de Pierre de 377
- Bestuschew-Rjumin, Alexander Petrowitsch Graf 197
- Bielfeld, Jacob Friedrich Freiherr von 69
- Bismarck, Otto Fürst von 101, 238, 661, 779
- Brühl, Heinrich Graf von 37f., 102, 241
- Bute, John Stuart Lord 346, 687
- Calzabigi, Gian Antonio di 516f.
- Camas, Paul Heinrich Tilio Graf von 78
- Camas, Sophie Karoline Gräfin von 58
- Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig u. Lüneburg 356, 445, 450, 499
- Carmer, Johann Heinrich Casimir von 739
- Catt, Henri Alexandre de 22, 30, 45, 72, 317, 323, 330, 336, 378, 613, 713
- Choiseul, Etienne François Duc de 90, 377, 414, 685
- Cocceji, Samuel Freiherr von 700, 739
- Colbert, Jean Baptiste 459f.
- Condé, Louis Prince Duc de Bourbon 127, 274
- Cumberland, William Augustus Duke of 306, 418
- Daun, Leopold Joseph Maria Graf von 303, 313ff., 324ff., 331ff., 364, 371, 373, 410,
- Dickens, Melchior Guy 140

Duhan de Jandun, Jacques Egide 754

Eichel, August Friedrich 242, 301, 314, 411, 413, 604

Elisabeth, Zarin von Rußland 57f., 90, 134, 159, 173, 176, 180, 182, 191, 199, 210f., 241, 348ff., 359, 367f., 372, 400, 416, 528, 592, 630, 641, 643, 647, 779

Elisabeth Christine, König von Preußen 61ff., 143, 158, 263, 276

Eugen, Prinz von Savoyen 74, 126f., 134f., 157, 274, 305, 382

Ferdinand, Prinz von Braunschweig-Wolfenbüttel 219, 243, 312, 315, 317, 322, 331, 339f., 356, 368, 372, 374, 376, 380, 438, 445, 450, 499

Ferdinand, Prinz von Preußen 61, 63, 66, 96f., 325, 364, 749

Fermor, Wilhelm Graf von 313, 373

Finck, Friedrich August von 268f., 320, 3326ff., 380

Finck von Finckenstein, Karl Wilhelm Graf 177, 242, 272, 296, 319, 322, 328, 350, 632, 635

Fleury, André Hercule de 385

Fouqué, Heinrich August de la Motte 78, 328, 331f., 380

Franz I., König von Frankreich 264, 271

Franz I. (Franz Stephan von Lothringen), Deutscher Kaiser 157, 161, 264, 271, 289, 292, 678, 700

Fredersdorf, Michael Gabriel 48, 54, 68ff., 75, 98, 212, 263, 267, 273, 412, 469

Friedrich I., König in Preußen 18, 44, 47, 52, 66, 129ff., 136, 151, 258

Friedrich, Markgraf von Bayreuth 56

Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg 131, 136, 154, 194, 490, 500

Friedrich Wilhelm I., König in Preußen 18ff., 21ff., 24, 26ff., 30, 36, 39, 41f., 47, 53, 60, 62, 64, 66, 90, 92, 105ff., 111ff., 117, 125, 128ff., 131, 135, 138, 144, 146, 149, 152f., 158f., 259, 276, 278, 288f., 296, 319, 350, 381, 389, 419, 421, 423, 427ff., 432f., 436ff., 440, 450, 453ff., 511, 528, 544, 546, 552, 561, 568, 575, 582, 587, 589, 594, 596f., 606, 613, 616f., 627, 645, 698f., 718, 729, 731, 739, 743, 746, 754, 757, 774f.

Friedrich Wilhelm II., König von Preußen 21, 28, 42, 55, 62f., 65f., 66ff., 73, 93, 100f., 229, 285, 299, 320, 439, 445, 451, 576, 580, 593, 694, 697, 756, 771, 774, 776, 780

Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 28, 66, 324, 440, 772, 774

Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 756

Fürst, Carl Joseph Freiherr von 734f.

George II. König von England 281, 335, 341f., 347, 647, 653, 680

Goertz, Johann Eustach Graf von 695

Goethe, Johann Wolfgang von 8, 710, 767